

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 11 (1971)

Artikel: Aus dem Briefwechsel Thomas Mann - Kuno Fiedler. Erster Teil
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052914>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Briefwechsel

Thomas Mann — Kuno Fiedler

Herausgegeben von Hans Wysling

Erster Teil

Der Briefwechsel zwischen dem Theologen Kuno Fiedler und Thomas Mann hat sich über vierzig Jahre, von 1915 bis 1955, erstreckt. Erhalten sind uns 87 Briefe Thomas Manns. Sie stammen alle aus der Zeit nach 1936. 165 Briefe hatte Kuno Fiedler Mitte der dreißiger Jahre, als er täglich seine Verhaftung durch die Gestapo befürchten mußte, vorsorglich einem benachbarten Schuhmacher anvertraut. Die Vorsichtsmaßregel war vergeblich, denn als es zur Verhaftung kam, verbrannte der Mann die Briefe aus Angst, sie könnten ihn belasten. In Thomas Manns Nachlaß fanden sich 42 Briefe, die Kuno Fiedler zwischen 1924 und 1955 an ihn gerichtet hatte. Sie treten auf literarische, theologische und politische Fragen ein und gewinnen einen ganz besonderen Reiz dadurch, daß es Kuno Fiedler nicht wie so vielen andern Briefpartnern Thomas Manns um geflissentliche Zuvorkommenheit oder gar Beweihräucherung zu tun war – nein, er wählte sich den schwierigen Part des eigenständigen und eigen sinnigen Kritikers, und gerade dort, wo er den *advocatus diaboli* spielte (so nennt er sich im Brief vom 12. Februar 1948), gelang es ihm, Thomas Mann gelegentlich aus dem Busch zu klopfen und ihm einige *defensiones* abzurufen, die wir in anderen Briefwechseln vergeblich suchen.

«Rück- und Aufblick zu Thomas Mann» hat Fiedler seine Erinnerungen an den Dichter überschrieben, auf die wir uns im folgenden stützen können. Es begann mit der Begeisterung des Gymnasiasten für den Verfasser des *Tonio Kröger*. «Nur einmal schon», erzählt Fiedler in seinen Erinnerungen, «hatte ich etwas Ähnliches empfunden, – damals, als ich kaum in die Unterprima versetzt, durch Zufall Schopenhauer entdeckte und nun meinen Deutschlehrer durch ellenlange wörtliche Zitate aus der «Welt als Wille und Vorstellung» oder den «Parerga und Paralipomena», mit denen ich meine Klassenaufsätze bereichern zu müssen glaubte, in Verlegenheit setzte. Aber dem Verfasser des «Bajazzo», des «Kleinen Herrn Friedemann» und vor allem des «Tonio Kröger» gegenüber war mein Gefühl doch noch ganz anders. Denn der Mann, der so wunderbare Dinge zu schreiben vermochte, lebte ja noch. Er wohnte in einer bekannten deutschen Stadt, hatte eine nüchtern klingende Adresse («Poschingerstraße 1»), und – welches Glück! – er antwortete, wenn man ihn aus übervollem Herzen seiner Verehrung versicherte. Er antwortete in einer zierlichen, entzückend steifen und wie gestochen wirkenden Schrift auf elfenbeinfarbenem Papier. Und was er schrieb, atmete dieselbe Klarheit, denselben stilistischen Reiz wie jene unvergleichlichen Abschnitte aus dem «Tonio Kröger», die ich damals natürlich längst auswendig wußte: «Er ergab sich ganz der Macht, die ihm als die erhabenste auf Erden erschien und die ihm Hoheit und Ehren versprach: der Macht des Geistes und des Wortes, die lächelnd über dem

unbewußten und stummen Leben thront...» Als gleich einer der ersten Briefe, die er von Thomas Mann erhielt – es war 1915, die Zeit der *Gedanken im Kriege* –, mit dem Satz endete, daß es «jetzt mehr und mehr zur Ehre werde, ein Deutscher zu heißen», war der Theologiestudent im vierten Semester ganz geneigt, dem unbesehen zuzustimmen, denn seine Bewunderung für den Dichter war grenzenlos. Er hätte allem und jedem zugestimmt, was dieser äußerte.

So wagte er es, dem Verehrten seine philosophische Dissertation *Die Motive der Fechner'schen Weltanschauung* (1918) zu widmen. Vielleicht war diese Widmung der Anlaß zur ersten Begegnung: Thomas Mann betraute den inzwischen zum Vikar beförderten Kuno Fiedler mit der Taufe seiner Tochter Elisabeth. Die Feier fand am 23. Oktober 1918 in Gegenwart Ernst Bertrams statt, der als Pate geladen war.* Auch Bruno Walter und seine Frau waren zugegen. Das Ereignis sollte nicht ohne literarische Folgen sein. Nach glücklich vollbrachter Handlung nämlich fragte Thomas Mann den Vikar, ob es nicht schwierig sei, eine solche Ansprache frei zu halten. Natürlich, gab der Vikar zur Antwort, könne es auch dem geübten Redner einmal geschehen, daß er den Faden verliere. Dann müsse er eben, wie ein Schauspieler das in der gleichen Lage tue, so lange «schwimmen», bis er sich wieder aufgefangen habe. Was denn «schwimmen» bedeute, fragte Thomas Mann interessiert. Es bestehe im wesentlichen darin, das bereits Gesagte mit andern Worten noch einmal zu sagen – das Gedächtnis setze dann schon wieder ein. Der Dichter, erinnert sich Fiedler, soll diese Erklärung mit beifälligem Lächeln aufgenommen haben.

Es kam das Kriegsende, es kam die sogenannte Revolution. Mitten in dem Durcheinander erschienen die *Betrachtungen eines Unpolitischen* – das erste Buch, das Fiedler mit einer eigenhändigen Widmung des Verfassers erhielt. Der Eindruck war zwiespältig: «Der Schwung dieser herrlich dahinströmenden Satzperioden riß mich hin, und die scharfsinnige Dialektik ihrer Beweisführung hätte mich gewiß auch überzeugt, wenn ich nicht inzwischen als Student, als Landsturmmann und als Pfarrer einer Bergarbeitergemeinde einige Dinge erlebt hätte, die zu den vom Dichter geäußerten Ansichten in Widerspruch standen. Diese Ansichten, so fand ich, stützten sich auf ein ideales, in der Vergangenheit beheimatetes Deutschtum, nicht auf das gegenwärtige und wirkliche, – während hingegen die westlich-demokratische Zivilisation vorwiegend in ihrer glanzlosen Alltagsgestalt vorausgesetzt – und verspottet – wurde. Diese Art der Gegenüberstellung aber schien mir allzu billig und geradezu ungerecht. Vielleicht war es vermessen, daß ich dem berühmten Schriftsteller meine Bedenken, wenn auch vorsichtig, mitteilte. Aber anscheinend wurden sie mit Nachsicht, ja zum Teil mit halber Billigung aufgenommen.» Fiedler konnte nicht wissen, daß Thomas Mann selbst die *Betrachtungen* schon während der Niederschrift für ein «Rückzugsgefecht romantischer Bürgerlichkeit» zu halten geneigt war.

Einige Monate später sah er sich persönlich angesprochen, als er Thomas Manns häusliches Epos, den *Gesang vom Kindchen*, in Händen hielt und in der Taufszene «mit stockendem Atem» die Verse las:

* Günther Herzfeld, der zweite Pate, konnte wegen einer Kriegsverwundung nicht teilnehmen. Er ist später in den *Gesang vom Kindchen* hineinretouchiert worden.

Wußt' er nicht weiter, so sagte er gar nichts und redete dennoch,
Wort erzeugend aus Wort, wie es der Prediger Übung und Kunst ist.

Sein Gefühl sei dem «eines unversehens mit kaltem Wasser Übergossenen nicht ganz unähnlich gewesen», erzählt Fiedler. Jedenfalls glaubt er sich noch deutlich zu erinnern, daß er damit seine Beziehungen zu dem Dichter für beendet gehalten habe. Sich Thomas Mann gegenüber zu beklagen, schien ihm anmaßend. Aber die Ohrfeige schweigend hinzunehmen, fand er feige. Er entschied sich schließlich dahin, ihm seine kurz darauf erscheinende Streitschrift gegen das lutherische Kriegschristentum – *Luthertum oder Christentum* (1919) war der Titel – mit einer ehrerbietigen Widmung zuzustellen; der Widmung aber fügte er den Vers bei:

Wußt' er nicht weiter, so sagte er gar nichts und redete dennoch.

Thomas Mann antwortete mit einem Brief, dessen ungefährer Wortlaut sich bis heute in Fiedlers Gedächtnis erhalten hat:

Ich habe Ihnen für die Zusendung eines tapferen Buches zu danken, das ich mit Respekt, Anteilnahme und weitgehender Zustimmung gelesen habe. Es ist das Werk einer hochbegabten, spröden, stolzen, gequälten, auf das Unbedingte gerichteten Jünglingsnatur und ist ausgezeichnet geschrieben.

Was Ihre Widmung angeht, so stehe ich nicht an, zuzugeben, daß ich in meiner Darstellung Ihrer geistigen Persönlichkeit nicht gerecht geworden bin, möchte Ihnen aber versichern, daß ich Sie innerlich mit andern, genauer blickenden Augen sehe, als ich mir im «Gedicht» humoristisch-übertreibender Weise den Anschein gab. Räumen Sie Ihrerseits ein, daß es schwer gehalten hätte, Sie in Ihrer menschlichen Vollständigkeit in diesen Versen unterzubringen, die viel zu sehr bloße Erholungsbummelei sind, als daß ihr Leben – zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt – von langer Dauer sein könnte... (---)

Dies und nichts anderes mußte Sie beleidigen. Die Stelle, die Sie besonders anführen, mußte es eigentlich nicht. Denn sie bezog sich ganz allgemein auf eine gewisse, manchmal leerlaufende evangelische Rhetorik und war kaum persönlich auf Sie gemünzt.

Wie dem aber auch sei, – Sie sollen wissen, daß ich es aufrichtig bedauern würde, wenn der Zwischenfall Ihr Gemüt endgültig gegen mich vergiftet hätte, und daß ich mich der Hoffnung hingebe, auch in Zukunft wieder von Ihnen zu hören.

Fiedler lenkte ein. Immerhin besinnt er sich noch gut darauf, wie bänglich ihm das Herz klopfte, als Thomas Mann ihm später ankündigte, er habe seinem zweiten Buch, *Der Anbruch des Nihilismus, Aphorismen über das Verhältnis von Religion und Bürgerlichkeit* (1920), im *Zauberberg* einen Platz angewiesen. Seine Sorge erwies sich jedoch als übertrieben. Der betreffende Abschnitt im Kapitel «Operationes spirituales» gibt lediglich eine knappe (und zugespitzte) Zusammenfassung des Inhalts dieses Buches (III, 639):

Naphta bestätigte, daß Tugend und Gesundheit in der Tat kein religiöser Zustand seien. Es sei viel gewonnen, sagte er, wenn klagend sei, daß Religion mit Vernunft und Sittlichkeit überhaupt nichts zu tun habe. Denn, fügte er hinzu, sie habe nichts mit dem Leben zu tun. Das Leben ruhe auf Bedingungen und Grundlagen, die teils der Erkenntnislehre, teils dem moralischen Gebiet angehörten. Die ersteren hießen Zeit, Raum, Kausalität, die letzteren Sittlichkeit und Vernunft. All diese Dinge seien dem religiösen Wesen nicht nur fremd und gleichgültig, sondern sogar feindlich entgegengesetzt; denn sie seien es eben, die das Leben ausmachten, die sogenannte Gesundheit, das heiße: die Erzphilisterei und Urbürgerlichkeit, als deren absolutes, und zwar absolut geniales Gegenteil die religiöse Welt eben zu bestimmen sei. Übrigens wolle er, Naphta, der Lebenssphäre die Möglichkeit des Genies nicht völlig absprechen. Es gebe eine Lebensbürgerlichkeit, deren monumentaler Biedersinn unbe-

streitbar sei, eine Philistermajestät, die man verehrungswürdig finden möge, sofern man festhalte, daß sie in ihrer breitbeinig aufgepflanzten Würde, Hände auf dem Rücken und Brust heraus, die inkarnierte Irreligiosität bedeute.

Inzwischen war Fiedler wegen seiner Streitschrift *Luthertum oder Christentum* aus dem Dienst der evangelischen Landeskirche Sachsens entlassen worden, es war im Frühjahr 1921. Er wurde zunächst Lehrer an der Volksschule in Planitz. 1925, nach Ablegung der nötigen Examen, trat er in den thüringischen höheren Schuldienst, wirkte zunächst als Studienassessor in Neustadt an der Orla und trat 1930 als Studienrat an das Realgymnasium von Altenburg über. Im Dezember 1932 wurde er durch die zweite nationalsozialistische Regierung suspendiert, weil er dem Wechselspruch-erlaß des Volksbildungsministers Wächtler den Gehorsam verweigert hatte – «Die deutsche Schande soll brennen in unserer Seele bis zu dem Tage der Ehre und Freiheit», hatten die Schüler dem Lehrer nachzusprechen. Es folgte Strafversetzung und Entlassung, schließlich, am 2. September 1936, die Verhaftung durch die Gestapo in Dettingen am Main, wohin Fiedler sich zurückgezogen hatte. Am 19. September gelang ihm die Flucht aus der politischen Abteilung des Landgerichtsgefängnisses in Würzburg. In einem Möbelwagen fuhr er quer durch Deutschland zu Bekannten nach Karlsruhe; danach ging's nach Allensbach, von wo er sich in einem Boot über den Bodensee bringen ließ. Eine erste Zuflucht fand er bei Thomas Mann, den er im April des Jahres noch in Küsnacht besucht hatte. «Dr. Fiedler trat uns», schreibt Thomas Mann dem Bruder am 27. September 1936, «bei unserer Ankunft hier aus dem Hause entgegen wie ein Gespenst. Er ist aus dem Würzburger Polizeigefängnis entsprungen über zwei Mauern – weiß selbst nicht, wie er es fertig gebracht hat – und ist von einem wackern Tell über den Untersee gerudert worden. «Um Gottes willen, Fährmann, eueren Kahn!»»

Vom Oktober 1936 bis Ende 1955 wirkte Fiedler nun als Seelsorger im graubündischen St. Antönien, das in einem Seitental hoch über dem Prättigau liegt. So wie er in den zwanziger und dreißiger Jahren unter den Decknamen Friedrich Kuhn, Franziskus Kilian und Franz Krämer an der «Sonntagszeitung» Dr. Erich Schairers in Heilbronn und später in Stuttgart gearbeitet hatte, schrieb er seit dem Sommer 1939 unter dem Decknamen Dr. phil. F. Kaus Artikel für die St. Galler «Volksstimme», seit dem Herbst 1941 auch für das «Neue Winterthurer Tagblatt» – hier unter dem Pseudonym «Lehrer Brosi».

Sein erstes großes Werk, *Stufen der Erkenntnis, eine Ranglehre*, hatte er am 8. Oktober 1928 an Thomas Mann gesandt. Thomas Manns Reaktion darauf ist uns nicht bekannt, das Buch steht aber heute noch in seiner Bibliothek. Hier sind auch die beiden folgenden Werke Fiedlers noch erhalten: *Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker* (1939) und *Schrift und Schriftgelehrter, Eine kleine Rüstkammer* (1942). Fiedler wendet sich in seinen Streitschriften vor allem gegen die Paulinische Theologie. So dann aber versucht er, die christliche Heilslehre von aller Mythologie zu trennen, «das Christentum von seinen allzu herkömmlich-mythologischen Beimischungen zu reinigen», wie er sich in seinen Erinnerungen ausdrückt. Hier stieß er auf den Widerspruch Thomas Manns und übrigens auch Hermann Hesses, die beide der Ansicht waren, daß das Christentum gerade der Mythologie seine ungeheure Popularität ver-

danke – der Mythos ist Handlung, und er ist bildhaft, er kann zelebriert und gezeigt werden, und nur was im sichtbaren Nachvollzug sich je und je repräsentieren läßt, kann die Menge halten und damit in der Geschichte dauern. «Die «reinen» Religionen», schrieb Hesse gleich im Oktober 1939, «sind für eine kleine Schicht Hochstehender, während die Völker der Magien und Mythologien bedürfen.» Und im gleichen Brief: «Das Christentum, das Sie meinen, ist unendlich viel reiner, jesus-ähnlicher und sittlich höher als alles Kirchliche. Aber es hat weder Basiliken noch gotische Dome, weder etwas wie den Text der römischen Messe noch etwas wie die Musik Palestrinas oder Bachs hervorgebracht, und wird es nie hervorbringen. Für Ihren Standpunkt ist das Magische in der Religion etwas Überwundenes und Dummes, so etwa wie für den reinen Buddhisten die Götter und Mythologien Torheit sind. Aber ich habe es an mir erlebt, daß man von der reinsten Philosophie und Moral gern und mit guten Ergebnissen zu den Göttern und Götzen zurückkehren kann. Die stille, bildlose, götterlose Weisheit Buddhas bedarf des Gegenpols, und die wilde wütende Größe Shivas und das Kinderlächeln Vishnus sind nicht minder gute Schlüssel zum Geheimnis der Welt als die moralisch-kausale Erkenntnis Buddhas.»

Ganz ähnlich reagierte Thomas Mann in seinem Brief vom 19. 3. 1940 – er wurde als Entgegnung auf *Glaube, Gnade und Erlösung* in «Maß und Wert» abgedruckt (vgl. X, 769 und Briefe II, 135). Thomas Mann bezweifelt, daß in einer «reinen Jesus-Botschaft eine Kirche überhaupt bestehen könne», und er stellt die Frage, ob die Kirche «nicht ein Dogmen-Gebäude und die ur-populäre Traditions-Verbindung mit dem religiösen Mythos braucht, worin der geopfert Gott (mit der Seitenwunde) zu Hause ist – ein solcher Zweifel», schreibt er, «schleicht sich immer wieder in den Beifall ein, den man unwillkürlich Ihrem streitbaren Evangelium spendet. Ihre zornige Adonis-Osiris-Stelle auf S. 49 habe ich angestrichen. Das ist mein Held. Nun ja, er ist es wieder, und eine Mutter Gottes, die zugleich Gottes Geliebte ist (daher das alte Kultwort «Stier seiner Mutter»), hat er auch. Man hat es für nötig befunden, ihm diesen *legitimierenden* mythischen Traditions-Durchblick zu geben – das ist wohl religiöse Politik, und ohne das geht es vielleicht nicht. Noch Nietzsche, der, wie ich glaube, den Gedanken der Religionsgründung gefaßt hat, unterschrieb nicht umsonst die späten Zettel abwechselnd mit «Dionysos» und «Der Gekreuzigte». Ich bin überzeugt, daß Sie mit jedem Wort Recht haben, das Sie über Jesus und gegen seine dogmatischen Verballhorner sagen. Wenn es nun aber nicht darauf ankäme, was einer war, sondern darauf, was aus einem gemacht worden ist? Nicht auf den historischen Jesus also, sondern auf das historische Christentum? Ich frage nur.» Der Hinweis auf Nietzsche konnte kein Argument sein; dagegen steht Thomas Mann, indem er den Mythos ernst nimmt, in der Nähe Paul Tillichs, der seinerseits die Glaubenssymbole für verpflichtend hält, auch wenn er sie nicht buchstäblich nimmt.

Wenn es auch Fiedler nicht gelang, Thomas Mann von der Lebenskraft eines von heidnisch-mythologischen Zitaten gereinigten Evangeliums zu überzeugen, so mag er doch in einer andern Hinsicht Thomas Manns religiöse Ansichten beeinflusst haben, durch seine Auffassung nämlich, Religion sei «in ihrem tiefsten Wesen ein bis zum Letzten gesteigerter Gehorsam» (*Glaube, Gnade und Erlösung*, S. 51). Wenn Thomas Mann – Herbert Lehnert hat in seinem Buch *Thomas Mann, Fiktion, Mythos, Religion*

(1965) darauf hingewiesen – im Vortrag über *Joseph und seine Brüder* festhält, er verstehe unter Religion «Aufmerksamkeit und Gehorsam» (XI, 667), dann bezieht er sich wohl auf Fiedlers Formulierung. Allerdings begreift er etwas anderes darunter, nämlich jenes tiefe Achthaben auf die Änderungen im Bilde Gottes und deren Nachvollzug im Bilde des Menschen: «Aufmerksamkeit auf innere Veränderungen der Welt, auf den Wechsel im Bilde der Wahrheit und des Rechten; Gehorsam, der nicht säumt, Leben und Wirklichkeit diesen Veränderungen, diesem Wechsel anzupassen und so dem Geiste gerecht zu werden» (XI, 667). Den religiösen Fortschritt nicht zu vollziehen, ist «Gottesdummheit»: Anachronistisches Festhalten am Verworfenen, Veralteten, innerlich Überschrittenen. «Gottesklugheit» hingegen besteht im intelligenten Lauschen auf das, was der Weltgeist will, und in dem frommen Willen, das im Geist Erkannte in der politischen, sozialen und ökonomischen Wirklichkeit nachzuvollziehen. Ein «Gottesdummkopf» ist Laban, der noch immer glaubt, sein Söhnchen opfern zu müssen, wo doch solches Opfer seit Isaak überständiges Gebaren ist. Gottesklug dagegen ist Joseph geartet, der acht hat auf das, was im Geist schon vollzogen ist, in der Wirklichkeit aber nachvollzogen werden muß. Diese Fortschrittstheologie im Sinne eines religiösen Humanismus hat mit dem rigiden ethischen Protestantismus, dem der junge Thomas Mann mit seiner Tolstoi-Verehrung, mit seiner Neigung zu «Kreuz, Tod und Gruft» huldigte, nichts mehr zu tun. Sie ist von einer hermetischen Unbestimmtheit und Allseitigkeit, so daß ihr Fiedler sicher nicht hätte zustimmen können.

In seinem Brief vom 12. 9. 1942 – er dankt darin für *Schrift und Schriftgelehrte* – nimmt Thomas Mann auf seinen *Joseph*-Vortrag Bezug und kommt dabei wieder auf seine humanistische Religiosität, auf den «Gehorsam gegen das Gebot des Weltverständes» zu sprechen. «Religion», hatte Fiedler geschrieben (S. 142), «ist auf Umwandlung des Lebens und der Wirklichkeit mit Hülfe und im Sinne göttlicher Kräfte gerichtet.» Thomas Mann bezeichnet die Stelle als Kernsatz von Fiedlers Buch und kommentiert, diesmal mit einem offenen Hinweis auf Paul Tillich: «das ist ja wohl christlicher Sozialismus, oder allgemein religiöser Sozialismus, oder, nach einem mir lieberem Ausdruck, die Religion des heiligen Geistes, die aber freilich immer nur Religiosität sein kann und nicht positive Religion.»

Damit sind die Positionen bezogen. Thomas Manns Brief vom 19. 3. 1940 und vom 12. 9. 1942 gehören zu seinen wichtigsten Äußerungen über Religion und Religiosität. Sie sind beide Kuno Fiedler zu verdanken.

Zu einer hitzigen Auseinandersetzung kam es anfangs 1948 über den *Doktor Faustus*. Es ging dabei zunächst um persönliche, vor allem aber wieder um religiöse und künstlerische Probleme. Aus den erhaltenen Briefen und aus Fiedlers Besprechung des Romans vom 11. 2. 1948 in der St. Galler «Volksstimme» geht hervor, daß er sich in Studienrat Zeitblom porträtiert glaubte und sich zutiefst verletzt fühlte. «Es hat in Hitler-Deutschland», schreibt er in seiner Besprechung, «überhaupt nicht die Möglichkeit einer solchen oppositionellen Studienratexistenz gegeben, und auch derjenige thüringisch-bayrische Studienrat, an den der Dichter von fern gedacht hat, ist in Wirklichkeit schon zu Beginn der Hitlerei abgesetzt worden, hat die Flucht ergreifen müssen, ist Schweizerbürger geworden und schreibt heute für die Schweizer Zeitung

gen (unter anderem: für die ‹Volksstimme›).» Thomas Mann, dessen Position gegenüber Hans Reisiger, Gleichen-Rußwurm, Annette Kolb und den «dienenden Frauen» wesentlich schwächer war, der aber ja auch seine eigene Familie und seinen früheren Freund Paul Ehrenberg so wenig geschont hatte wie sich selbst, wies Fiedlers Mutmaßung auf das entschiedenste zurück (19. 5. 1948): «An Ihren Fall habe ich nicht einen Augenblick gedacht.»

Davon, daß sich Fiedler mit Thomas Manns Darstellung des Verhältnisses zwischen Orthodoxie und Liberalismus im XI. Kapitel des Romans nicht abfinden konnte, soll hier nicht die Rede sein. Die Zweifel, die Fiedler im Brief vom 12. 2. 1948 gegenüber dem *Doktor Faustus* vorbringt, beziehen sich auf die entscheidende Frage, ob ein Künstler im strengen Sinne des Wortes überhaupt religiös sein könne. Religion im tiefsten Sinne, sagt er, beginne mit der Verzweiflung am Leben selber. Die Frage für ihn ist nun, ob ein wahrhaft Verzweifelter seine Situation noch zum Gegenstand der Kunst machen könne; denn Kunst setze immer ein gewisses Maß an Liebe zum Leben voraus. Das sind existentielle Zweifel an der Berechtigung des Ästhetischen, und es wiederholt sich dabei, aufs äußerste zugespitzt, die schon anlässlich des *Joseph* aufgeworfene Kontroverse über die von Fiedler angenommene Unvereinbarkeit von Christentum und Mythos.

Zu einer Annäherung der Standpunkte kam es erst anlässlich des *Erwählten*. Das zeigt Fiedlers Besprechung des Buches in der «Volksstimme» vom 9. 5. 1951 und noch deutlicher sein Brief vom 15. 5. 1951, in dem er schreibt: «Daß ich Ihr Buch bei allem als durchaus religiös empfinde brauche ich [...] wohl nicht erst zu wiederholen. Es ist mir vollkommen ernst damit. Alles ist Weg zu Gott, ist Mittel und Religion, – auch die sogenannte Sünde.» Was Fiedler der Kunst im Falle des *Doktor Faustus* als Theologe nicht zugestehen konnte, wollte er ihr im Falle des *Erwählten* als Leser nicht versagen. Das war sein Zugeständnis an den Schriftsteller.

Wie einige der ersten erhaltenen Briefe sprechen sich auch einige der letzten über politische Fragen aus. In der Verurteilung des Nationalsozialismus hatten sich die beiden Briefpartner einig gesehen. Schwierig stand es mit der Einschätzung des Kommunismus. Thomas Mann lernte während der McCarthy-Periode in den Vereinigten Staaten den fanatischen Antikommunismus kennen und bezog, wie er es allem Fanatismus gegenüber schon immer getan, aus Ausgleichsbedürfnis eine Gegenposition. Schon in seinem Aufsatz *Schicksal und Aufgabe* (1944) hatte er dem Faschismus einen eschatologischen Kommunismus entgegengestellt, wie es ihn in der Urchristengemeinde und in den religiösen Volksbewegungen des späten Mittelalters gegeben habe. Diesen Gedanken nimmt er auch in dem Aufsatz über den *Künstler und die Gesellschaft* (1952) wieder auf: «Der Kommunismus», heißt es dort (X, 397), «ist eine Idee, deren Wurzeln tiefer reichen als Marxismus und Stalinismus und deren reine Verwirklichung sich der Menschheit immer wieder als Forderung und Aufgabe stellen wird.»

Kommunistische Verballhornungen des Aufsatzes *Schicksal und Aufgabe* zirkulierten noch während Jahren unter dem Titel *Grundtorheit Antibolschewismus* in verschiedenen Zeitungen Ost- und Westdeutschlands. Sie gaben zu dem Gerücht Anlaß, Thomas Mann habe sich zum Kommunismus bekannt. Fiedler wurde von einem ehemaligen

Schüler, der einen dieser Artikel gelesen haben mochte, zur Rede gestellt. Er legte Thomas Mann den Entwurf seiner Antwort vor. In seinem Brief vom 13. 11. 1953 billigte Thomas Mann diesen Entwurf. Um seine Haltung zu erklären, fügte er bei: «Ich weiß nicht mehr, wo und in welchem Zusammenhang ich den rabiaten Anti-Kommunismus die Grundtorheit unserer Epoche genannt habe. Was ich damit meinte, war einfach, daß ja die Fernziele der Menschheit: Weltregierung, Völkerfriede, gemeinsame Verwaltung der Erde und ihrer Güter irgendwie auf Kommunismus hinausliefen, und daß die Zukunft der menschlichen Gesellschaft ohne kommunistische Züge nicht mehr zu denken sei. Ich habe gesagt, ich nähme kein Handgeld vom Atlantic Pact-Antikommunismus, weil der Kommunismus eine *Idee* sei, die, wie entstellt auch immer durch ihre gegenwärtige Verwirklichung, sich der Menschheit immer aufs neue als Aufgabe stellen werde. Das war ein Plagiat, denn Hesse hatte gelegentlich schon dasselbe gesagt.»

Daß er kein Kommunist sei, hat Thomas Mann verschiedentlich betont; als Parteigänger hat er sich zeit seines Lebens nie einspannen lassen. Wo er Partei ergriff, tat er es eher als Gegen- denn als Mitläufer. Vereinseitigung seiner Umgebung konnte ihn dazu veranlassen, auf die andere Seite zu gehen: «Ich bin ein Mensch des Gleichgewichts. Ich lehne mich instinktiv nach links, wenn der Kahn rechts zu kentern droht, – und umgekehrt.» Das einzige, wozu er sich grundsätzlich bekannte, war ein Antikonformismus, der die dialektische Freiheit des Denkens sicherte und damit den Blick auf das Ganze freigab, in dem es das Erhaltens- und das Erstrebenswerte zu erkennen galt.

Fiedler hat, das zeigt der Briefwechsel, Thomas Mann *in theologicis* und *aestheticis*, aber auch *in politicis* einige Aussagen abgerungen, die wir nicht missen möchten. Man wird ihm dafür dankbar sein.

Planitz, Sa., am 17. Dez. 1924.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Sie haben Ihre Bitte, Ihnen einen Gesamtüberblick über meine Eindrücke von Ihrem Zauberberg zu geben, natürlich längst vergessen. Denn wie viele werden Ihnen in diesen Tagen nicht schon geschrieben haben! Aber ich pflege auch solche Höflichkeitsäußerungen noch immer blutig ernst zu nehmen. Und so sollen Sie denn heute, wo ich einmal ein Stündchen freie Zeit habe, den besagten Überblick erhalten.

Im Grunde ist es ja natürlich überflüssig, aber gründlich, wie ich bin, will ich es mir doch nicht ersparen, vorher zu bemerken, daß Ihr Roman selbstredend sehr gut ist. Er ist so gut, daß ich als Outsider eigentlich gar nicht das Recht habe, über ihn zu urteilen.

Wer ganz dumm ist, rettet sich in die Negativität, d. h. in die Kritik. Und ich glaube, statt daß ich mich hier vergeblich bemühe, Ihre Verdienste zu würdigen, ist es schon besser, ich tue das Gleiche. Ich will Ihnen also, soweit ich das heut bereits kann, erklären, was mir an Ihrem Werk am wenigsten gefallen hat und warum es mir am wenigsten gefallen hat. Es ist der Schluß. Nach meinem Gefühl ist er zu aktuell in einem Sinn, der mit dem eines Zeitromans an sich nichts zu tun zu haben braucht. Zeitroman – das nehme ich hin. Aber aktueller Roman, – nein! Was haben Sie (das frage ich nun zum zwanzigsten Male) mit der Aktualität des Tages zu tun? Ja, wenn Sie sie so distanziert hätten, daß man sie nur als künstlerisches Mittel empfände! Aber das ist nicht der Fall (oder liegt das vielleicht am Leser, an der zeitlichen Nähe jener Ereignisse, in die Sie Ihre Geschichte münden lassen?). Es war auch ein bißchen schwer, jenen Donnerschlag künstlerisch vorzubereiten, und obgleich man gerade dabei Ihre Kunst vielleicht am meisten bewundert, muß man doch sagen: es ist ihr nicht ganz geglückt, den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit zu vermeiden. Warum mußte gerade um jene Zeit ein *allgemeiner* Stumpfsinn, eine *allgemeine* Gereiztheit der Kurgäste einsetzen? Bei Hänschen allein wäre dergleichen vielleicht verständlich, aber die Verallgemeinerung wirkt allzu willkürlich, zumal an einem Ort, der so der politischen Welt entrückt ist.

Bei alledem muß ich freilich zugestehen, daß es unmöglich gewesen wäre, den Krieg, diesen überwältigenden und umstürzenden, entwertenden und neu wertenden Faktor, ganz aus dem Spiel zu lassen. Aber vielleicht hätten Sie *vor* dem Krieg enden können. Sie hätten dann vielleicht die ironische Genugtuung gehabt, alle jene schönen Theorien der Settembrini und Naphta durch das, was Sie bei dem Leser schon als Wissen voraussetzen konnten, widerlegt zu haben, ohne es doch ausdrücklich sagen zu müssen. Oder wäre Ihnen dieses Vergnügen zu indirekt gewesen? Neigen Sie jetzt mehr zur Direktheit der Mitteilung an den Leser? Manches deutet darauf. In einem für mich schwer erträglichen Sinn zum Beispiel S. II, 522, wo Sie über Herrn Castorp «Behauptungen» aufstellen.¹

Sehr interessieren würde es mich persönlich übrigens, zu wissen, wie Sie den Roman ursprünglich enden lassen wollten (denn er war ja doch wohl schon 1912 geplant?).

Warum Ihnen dieser Roman schwer gefallen ist, begreife ich aus mancherlei Gründen. Ihre Arbeitsmethode ist nicht geeignet, mit der Zeit Schritt zu halten. Und wenn Sie ihr dann wenigstens nachkommen und Ihr früher Gedachtes oder Geschriebenes à la mode frisieren wollen, so ist das natürlich eben ein sehr gewagtes Unternehmen. Dichter wie Sie müßten eigentlich (siehe Flaubert!) historische Romane schreiben, die durch nichts erschüttert werden können. Oder sie müßten sich die noch ungeformte Welt der Zukunft erobern. Jedenfalls war der Krieg die eigentliche Klippe des Romans. Und daß Sie durch Ihre sehr geistvollen Erfindungen einen Weg weisen wollen, um die Folgen des Krieges zu heilen, das ist nur ein höchst problematischer Ersatz für den Schaden, den der Krieg Ihrem Werke selber zugefügt hat. – – –

An sich ist der Grundgedanke des Ganzen ja glänzend, und echt Thomas Mann. Es ist bewunderungswürdig, mit welchem Eigensinn Sie hier etwas Absonderliches und fast Lächerliches zu formen verstanden haben. Und wenn ich etwas an der Idee auszusetzen hätte, so wäre es nur eben ihre Unfähigkeit zur Tragik. Vielleicht klingt das zunächst merkwürdig. Denn eine Sanatoriumsatmosphäre scheint ja mit Tragik förmlich gesättigt. Sie scheint es ebenso, wie die Atmosphäre eines sibirischen Zuchthauses. Und doch hat Dostojewski seine Memoiren aus einem Totenhouse eigentlich gar nicht tragisch gehalten! Da liegt's, wie mir vorkommen will. Wo der Stoff die Tragik allzu nahe legt, da ist sie für den großen Dichter zu billig und also unannehmbar. Er kann dort nur höchstens Kontrastwirkungen erzielen, indem er zeigt, daß das Leben schließlich auch an den unmöglichsten Orten – Leben bleibt, mit kleinen Freuden und kleinen Leiden, da das Gefühl für die großen Leiden und Freuden sich schrecklich schnell abstumpft. Und ich bin nun sicher, daß es z. T. die Sonderbarkeit eben dieser Erscheinung gewesen ist, die Sie bei Ihrem Stoff gereizt hat. Gut so! Aber Sie haben damit eine Menge Trümpfe aus der Hand gegeben, – vielleicht mit voller Absicht und recht gern. Vor allem waren große und starke Erlebnisse auszuschalten (erst der Krieg hat Ihnen hier das Konzept in etwas verrückt). Und damit wieder war auch die Tragik ausgeschlossen. Indessen: wer das Leben in seiner ganzen Tiefenperspektive zeigen will, der muß es irgendwie als Tragik zeigen. Aber das eben konnten Sie nun nicht mehr. Auch der Held war Ihnen schon gegeben: eine Geschichte ohne Handlung und ohne Tragik verlangte einen unentschiedenen und unheldischen Helden. Und wenn dieser Held sich doch entwickeln sollte, so mußten also Gespräche und innere Erlebnisse herhalten. Kurzum: die Rechnung stimmt ganz genau, aber eins fehlt, was ich z. B. in Buddenbrooks so stark empfinde: das Schicksal. Ich kann mir nicht helfen, aber hier im Zauberberg spüre ich es nicht. Der Ton ist zu überlegen, zu ironisch und humoristisch. Andererseits aber kann er gar nicht anders sein, bei diesem Thema. Und wiederum: das Thema war durchaus wert, behandelt zu werden, noch dazu von Ihnen. Also: man kann nicht alles auf einmal verlangen. Und im Grunde ist es ja gut, daß Sie so anpassungsfähig sind, um verschiedenen Themen die letzten Möglichkeiten abzugewinnen zu können.

Über Einzelheiten wäre viel zu sagen, und eigentlich doch nur immer wieder dasselbe: nämlich durchweg freudig Bejahendes. Über wie viele Stellen habe ich nicht geschmunzelt, gelacht, gegrübelt! Und offen gestanden: den geistvollen Scharfsinn der pädagogischen Gespräche hätte ich Ihnen – trotz alles schon Vorangegangenen –

nicht zugetraut. Es ist alles sehr, sehr gut – und bedürfte nur etwa der Einsicht, daß der Unterschied der Standpunkte hier auf einer Verschiedenheit der Ränge beruht, daß beide Kämpfer im Grunde Monologe halten, weil jeder seine eigene Sprache spricht und nur scheinbar einmal mit dem andern übereinstimmt, weil ihre ganz auseinanderlaufenden Begriffe zufällig dann das gleiche Begriffszeichen haben (wodurch aber die Verwirrung nur noch gesteigert wird).

– Nebenbei: ich fürchte, meine Ranglehre² wird nichts Rechtes. Die Aufgabe war zu schwer für mich. Ich kann so vielerlei Beziehungen nicht gut im Kopf behalten und bin außerdem ein bißchen allzu unwissend für das Thema. –

Noch eins aber, ehe ich schließe: Sie scheinen anzunehmen, ich hätte Ihnen jene Äußerung Naphtas³ irgendwie übel genommen. Aber nicht doch, nicht doch! Ich habe mich so amüsiert und bin Ihnen für die kleine Aufmerksamkeit so dankbar! Viel Gescheites erlebt man ja so wie so nicht. Da ist man über jede Freude doppelt froh!

Eine solche Freude bedeutete übrigens in der letzten Zeit für mich auch die Lektüre jenes kleinen Rimbaud-Aufsatzes, den Ihr Ältester bei Jacobsohn hat erscheinen lassen.⁴ Sehr nett, wirklich! Und wie er über die Asketen spricht («Würde und Glanz umgibt den zufriedenen Abend ihres Lebens»)! Es ist sehr amüsan. Und so schön jugendlich! Ich erinnere mich, daß ich mit 18 Jahren *Le Bateau ivre*, das ich auf dem Redaktionstisch bei F. Volckmar gefunden hatte⁵, auch auswendig wußte. Heute, als alter Mann, denke ich etwas anders über den «schönen Proletarierjungen», der das Unglück hatte, zwischen weit auseinanderliegenden Rangstufen hin- und herschwanken zu müssen. Und auch seine Brutalität erscheint mir nicht mehr so unbedingt bewunderungswürdig. Freilich bin ich da wohl befangen...

Ich wünsche Ihnen ein recht frohes Fest im Kreise Ihrer Lieben. Ich selbst werde mindestens meinen Bruder, meine Schwester und meine Frau (Alwine Lenk, geb. Teufel: ihr Sohn heißt ebenfalls Teufel, ihr Enkel gleichfalls, und also darf sie wohl als des Teufels Großmutter angesprochen werden) unter dem brennenden Weihnachtstisch versammeln. Ich bin Ihr dankbar ergebener

Kuno Fiedler

An Thomas Mann

Deutschland, am 18. Oktober 1933.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Ihren Brief vom 10. Okt. sowie den «Jaakob» habe ich erhalten, und ich danke herzlichst für beides. Von mir ist am 11. Okt. ein Schreibmaschinenbrief, der von gewissen Stimmungseindrücken handelte, sowie eine vorläufige Bestätigung des Buches in Gestalt einer sympathisch illustrierten Drucksache an Sie abgegangen. Ich hoffe, Sie haben sowohl die eine wie auch die andere Sendung unversehrt erhalten.

Das Buch, um mit ihm zu beginnen, habe ich soeben zu Ende gelesen. Es ist ein schnurriges und stellenweise selbst schrullenhaftes Ding, aber es ist ein würdiger Nachfolger der «Buddenbrooks» und des «Zauberbergs». Ja, man könnte sagen, es sei das Epos selber, das Sie hier zum Gegenstand der Erzählung machen. Das heißt genauer: Sie erzählen Ihre Geschichte, und Sie erzählen zugleich doch auch die Ge-

schichte dieser Geschichte. Und Sie machen das alles mit viel größerer und viel überzeugenderer Sicherheit als etwa André Gide in den «Falschmünzern».

Natürlich ist es, genau genommen, unmöglich, in einer so tollen Reihenfolge zu erzählen. Daß Sie sich manche Wirkung dadurch verscherzen, wissen Sie. Der Leser muß sozusagen fünfmal von vorn beginnen, ehe es glatt weitergeht. Aber es hat vielleicht auch sein Gutes, – ganz abgesehen noch davon, daß die Einheitlichkeit des Ganzen, das ja Joseph als Mittelpunkt hat, dadurch gewinnt. Denn vor allem merkt der Leser so bald, daß es hier gar nicht um eine Geschichte im gewöhnlichen Sinn, sondern um das Heraufsteigen einer urzeitlichen Vergangenheit überhaupt geht. Das stoffliche Interesse ist ja ohnehin nicht groß, da die Vorgänge selbst bekannt sind. Und so schadet die kuriose Reihenfolge denn nicht allzu viel. Außerdem aber läßt sich ja nicht verkennen, daß die Geschichte Rahels, mit der der Band schließt, besser zum Eigentlichen überleitet, als es etwa die Dina-Episode getan hätte. Kurzum: dieser Aufbau, ob auch ursprünglich sicher nicht gewollt und überhaupt mehr gemußt als gewollt, läßt sich künstlerisch sehr wohl rechtfertigen.

Er verstärkt mit seiner anscheinenden Willkür den Eindruck der Überlegenheit, mit der Sie in diesem Buche spielend und spielerisch über die Vergangenheit gebieten. Man sollte nicht glauben, daß auf solche Weise überhaupt ein Interesse wachgerufen werden könnte, aber es ist doch so. Das Buch fesselt. Es fesselt nicht weniger, als es etwa die Buddenbrooks tun, bei denen ja auch erst mit unerhörter Genauigkeit der Grund gelegt wird, ehe das «Eigentliche» anhebt, – wobei man schließlich merkt, daß das «Eigentliche» gar nicht das Eigentliche, sondern nur eben ein stofflicher Anlaß ist.

Über die *Form* wäre noch etwas zu sagen. Sie ist natürlich durch die Einfachheit und Primitivität der Geschehnisse auf der einen Seite und durch ihre Vieldeutigkeit und symbolhafte Hintergründigkeit, die dem heutigen Menschen sicher schwer zugänglich zu machen ist, bestimmt. Aber manchmal übertreibt sie die weit ausholende epische Gelassenheit und behäbige Naivität, mit der sie ihrer Doppelaufgabe gerecht zu werden sucht. Und dann geht es knapp an der Grenze zwischen Stil und Manier entlang, – so jedenfalls wird man sagen.

Ich weiß freilich, daß ganz große Erzähler diese Grenze vielfach sogar nach der Seite der Manier hin überschritten haben, und denke dabei an Dickens oder etwa Dostojewski. Vor allem dieser wirkt ja seitenlang geradezu geschmacklos, – unheimlich geschmacklos sogar. Aber ich lasse mir nicht einreden, daß das notwendig ist.

Sie gehen nicht so weit wie er, gehen wahrscheinlich nicht einmal so weit wie Dickens, aber Sie werden trotzdem auf den Vorwurf gelegentlicher Gesuchtheit des Ausdrucks gefaßt sein müssen.

Doch alles das gilt sozusagen ja nur mit Vorbehalt. Es gilt für den ersten Band, solange ihm noch die Rechtfertigung des zweiten und dritten fehlt. Und ich weiß von meinen Erfahrungen mit dem «Zauberberg» her, daß man sich bei Ihnen erst ein paar hundert Seiten lang in ein Werk eingelese haben muß, um die Notwendigkeit der Form zu begreifen. Einzelheiten wirken bei Ihnen immer eigensinnig oder eigenbrödlisch, und erst das Ganze gibt ihnen den richtigen Aspekt.

Tatsächlich sind meine formalen Bedenken, je weiter ich las (und ich habe alles noch einmal gelesen, auch das, was ich schon kannte), desto mehr geschwunden. Und

am Schlusse hatte ich eigentlich nur noch das Eine zu beanstanden, daß die Fortsetzung fehlte.

Die Welt jedenfalls, in die Sie einführen wollten, steht schon da. Und sie steht so fest da wie die der «Buddenbrooks» oder die des «Zauberbergs». Man lebt in ihr, wie man in dieser Welt, ich meine: der heutigen Welt, lebt. Und mehr kann ein Epiker wohl nicht erreichen, – wenigstens nicht als Epiker.

Wenn Sie trotzdem noch mehr erreicht haben, auch in diesem Roman wieder, so gehört das eigentlich schon in ein anderes Gebiet, – das Gebiet, das Sie «Erkenntnis» nennen. Tatsächlich bedeuten manche Abschnitte Ihres Werkes und bedeutet vor allem das Werk als Ganzes (soweit es nämlich jetzt schon sichtbar ist) hohe Philosophie. Und ich wüßte nicht, wie man die unentrinnbare Gesetzmäßigkeit unseres Lebens und Denkens besser, d. h. klarer und sinnfälliger zum Ausdruck bringen könnte, als Sie es hier getan haben. Der Stoff ermöglichte es Ihnen. Aber er ermöglichte es eben nur. Ihn auszuschöpfen, war Ihre Sache, und es getan zu haben, ist Ihr Verdienst.

Und glauben Sie: es wird anerkannt werden. Ich fragte einen geschäftskundigen Mann über Ihre Aussichten im heutigen Deutschland. Und er sagte: «Man wird ihn nun *gerade* lesen». Es scheint mir auch so.

Und damit soll es für diesmal über das Buch genug sein. Ich bin mehrfach bei meiner Niederschrift gestört worden, und so mag sie etwas Unzusammenhängendes bekommen haben. Aber der Eindruck selbst ist sehr einheitlich und keineswegs zwispältig. Er läßt sich zusammenfassen in die Worte: Ein hochbedeutendes Unternehmen und mit hoher Meisterschaft durchgeführt. Niemand außer Ihnen hätte es in Angriff nehmen können. – –

Ihr Brief, der dem Buche vorherging, war in der Tat erfreulich. Und ich fürchte nur das Eine, daß der Wunsch, den Sie am Schlusse aussprechen, der Wunsch, daß es in den nächsten zehn Jahren keinen Krieg geben möge, sich nicht erfüllen wird. Die Tragödie Deutschlands ist jetzt wieder bei einem «retardierenden Momente» angelangt, aber mehr als eine Retardierung wird kaum herauspringen.

Sie wissen, worauf ich hinziele: die neue Volksabstimmung! Sie kann unter den gegebenen Umständen, d. h. zumal bei einer so wohlgeölten Propagandamaschine nicht anders ausfallen als *für* Hitler. Und wenn das ein Schritt nach vorwärts ist, so doch zugleich einer auf den Abgrund zu. Wahrscheinlich läßt er sich nicht mehr vermeiden.

Sie können dem Schauspiel ruhig zusehn, aber unsereiner? Ich bin in größerer Besorgnis als je zuvor.

Mein Prozeß ruht immer noch. Und der Ort, von dem ich andeutungsweise gesprochen hatte, war Dettingen am Main (Unterfr., Bayern), 32 km von Frankfurt entfernt.

Ich wünsche Ihnen gute Tage. Daß Sie sich anbauen wollen, ist schön. Es paßt besser zu Ihnen als die unstete Wanderschaft, – obwohl bei Ihnen der Mond im 11. Hause steht, und noch dazu in Konjunktion mit dem Merkur, dem Beherrscher des Aszendenten (bei mir steht er im 12. Haus und im Quadrat zum Merkur, der im 10. Haus in Konjunktion mit Venus und im Trigon zum Jupiter steht).

Herzlichst: Ihr J. B.¹

An Thomas Mann

Deutschland, Frankfurt/Main, den 15. Spt. 1934.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Vielen Dank für Ihre freundliche Karte vom 26. August! Ich habe inzwischen meine Instruktionsfahrt durch Deutschland beendet und mich für einige Zeit bei einer befreundeten Familie in Frankfurt niedergelassen, wo ich bis zu meiner Rückkehr zu bleiben gedenke.

Wie es mit der sogenannten deutschen Öffentlichkeit bestellt ist, werden Sie aus den letzten Zeitungsberichten, besonders denen über den Nürnberger Parteitag, ersehen haben. Meine Meinung ist die, daß diese so leicht beeinflussbare deutsche Öffentlichkeit überhaupt nicht mehr maßgebend ist. Jede Bewegung, die auf die Spitze getrieben wird, widerlegt sich schließlich selbst. Und das ist auch das Schicksal der nationalsozialistischen Propaganda gewesen. Man reagiert auf jede ihrer Aktionen, aber das besagt nichts mehr. Das wirkliche Deutschland, das, auf das es ankommt und das das Schicksal der nächsten Zukunft in den Händen hält, ist ganz woanders zu suchen als auf Parteitag. Und überall, wo ich angetippt habe, habe ich jetzt eine geradezu erschütternde Furcht vor dem, was kommen wird, entdeckt. Es scheint tatsächlich, daß man mit nichts gegenwärtig sicherer zu rechnen hat als mit dem Unvorhergesehenen, von dem sich niemand eine rechte Vorstellung zu machen weiß und von dem doch jeder annimmt, daß es nahe bevorsteht.

Man geht zur Zeit sogar so weit, nach all den Enttäuschungen der letzten Monate die Frist, die Deutschland von dem Kommenden trennt, wieder mit ziemlicher Bestimmtheit anzugeben. Oktober/November soll die Schicksalswende erfolgen, und man deutet an, daß die Reichswehr eine entscheidende Rolle dabei spielen werde. Welche, das weiß freilich niemand so recht zu sagen. Und um so eifriger arbeitet dafür an diesem Punkte die Phantasie. Die einen schwören darauf, daß es diesmal gegen die SA gehen werde, die andern sind im Gegenteil der Ansicht, daß die große Zeit der SA jetzt erst beginnen werde.

Auch die Person des «Führers» ist umstritten. Viele glauben vermuten zu dürfen, daß er die Kraft finden werde, sich von den gefährlichsten seiner Ratgeber zu befreien, und andere wieder behaupten, daß er *mit* diesen von der Bildfläche verschwinden werde. Entnehmen Sie daraus den Grad der Verwirrung, die in diesem Volke herrscht.

Eines aber scheint sicher und wird von niemandem mehr abgestritten, der sich noch etwas Besonnenheit bewahrt hat: dieses, daß man im Winter wohl zu einem gemilderten System der Zwangsbewirtschaftung wird übergehen müssen. Tatsächlich bereiten populäre Artikel mancherlei Art auch schon vorsichtig den Boden dafür. Man mahnt zu äußerster Sparsamkeit, läßt wieder Bindfaden und krumm geschlagene Nägel sammeln und versichert, daß die vorhandenen Ersatzstoffe den Originalen nicht nur gleichwertig, sondern überlegen seien. Glauben tut es zwar niemand, aber wie das hier nun einmal so ist: man läßt es diskussionslos halt dennoch hingehn. Und niemand kommt auf den Gedanken, Sparsamkeit etwa auf andern Gebieten, wo die tolle Verschwendung sozusagen gen Himmel schreit, zu empfehlen. Man tut das nicht.

Der Jammer greift einem ans Herz, wenn man dieses im Kerne tüchtige und grundsollide Volk wieder auf Bahnen sieht, die es schon einmal gegangen ist und von denen

man so genau weiß, wohin sie führen, – führen *müssen*. Und dann die Hybris auf der andern Seite! Die Griechen hatten recht, wenn sie die Hybris und Ate in einem Atem nannten. Ich kann es mir wenigstens nicht anders denken, als daß sie recht hatten.

Bitte grüßen Sie Ihre verehrte Frau Gemahlin! Ihr getreuer

Jean-Baptiste.

An Kuno Fiedler

Küsnacht, 21. x. 36

Lieber Dr. Fiedler,
recht herzlichen Dank für Ihren Bericht und unseren Glückwunsch zur Premiere – sit venia verbo. Daß Sie «verstanden» worden sind, genügt mir aber nicht; ich hätte gern gehört, daß die Gemeinde¹ Ihrer Predigt was Besonderes angemerkt habe, so daß sie vielleicht unter einander spräche: «Der Mann ist nicht von denen, wovon zwölf auf ein Dutzend gehen, den wollen wir haben.» Ich möchte annehmen, daß es so war und sein wird, und würde mich aufrichtig freuen, wenn die von fern winkenden Möglichkeiten sich erfüllten.

Einige Sachen, Wäsche und Unterwäsche, haben wir herausgesucht und schicken sie morgen. Es ist nicht viel, hoffentlich ist es wenigstens das Richtige. Vielleicht findet sich auch noch dies und das.

Den Joseph III schicke ich auch für Ihre Mußestunden und damit Sie doch nachlesen können, was ich neulich aus dem Bette vorlas. Langweilig ist das Buch schon, darauf müssen Sie sich gefaßt machen. Aber es gibt so viele verschiedene Arten von Langweiligkeit, und man wird sagen müssen, daß diese einzigartig ist, auch daß sie, wenn man sie schon einrangieren will, jedenfalls den besseren Arten beizuzählen ist.

Hier im Hause ist es jetzt recht still geworden und wird noch stiller werden. Die Alten sind fort, auch Golo. Für ihn ist Moni eingerückt, aber nur vorübergehend. Auch Bibi² trägt sich mit Fortgangsplänen, sodaß wir wohl bald nur noch zu Dreien sein werden. Ich habe nicht viel dagegen, weil ich hoffe, bei dem stillen Leben besser wieder in irgend eine Arbeit hineinzufinden. Das Interregnum nach den Krankheiten war unangenehm. Aber ich notiere vormittags schon allerlei Weimariana, wobei ich mir Spaßhaftes ausdenke. Die Vorstellung, den «Mythos»³ einmal wirklich auf die Beine zu stellen und ins Leben zu rufen («sehnsüchtiger Gewalt – die einzigste Gestalt»)⁴ hat etwas sehr Aufregendes und Amüsantes, wofür zu leben lohnt.

Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

Küsnacht-Zürich, 27. x. 37.
Schiedhaldenstraße 33

Lieber Dr. Fiedler,
schönsten Dank für Ihren Bericht. Es geht, wie ich sehe, alles seinen rechten Gang bei Ihnen, und wenn nicht Ihr armer Bruder wäre, ich glaube, Sie wären glücklich. Möchte schließlich auch diese Sorge, die, gewiß mit Unrecht, wohl auch als Gewissensskru-

pel bei Ihnen auftritt, von Ihnen genommen werden! Man kann nicht auf einen «Sieg des Rechtes» oder dergleichen hoffen, das gibt es nicht. Aber vielleicht auf einen guten Zufall, das gleichgültig werden der Elenden, die persönliche Glückshaut des Betroffenen. Übrigens sollen die Konz.-Lager neuerdings wieder überfüllt sein, namentlich von Katholiken. Ich höre gerade von einem internationalen Kongreß, der nach Paris zusammengerufen werden soll, um an das so zweifelhaft gewordene Weltgewissen für die «Vergessenen» in den Lagern zu protestieren.

Wir hatten eine hübsche Zeit in Locarno mit Reisinger¹, einem angenehmen Gesellschafter von viel Galgenhumor und einer erheiternden Antipathie gegen German people. Die südlichen Bilder taten mir wohl, obgleich sie häufig in Regen gehüllt waren. Auch war der Aufenthalt schon von etwas unabwendlich Bevorstehendem überschattet, das sich bald nach der Heimkehr denn auch vollzogen hat: die zahnärztliche Behandlung meines Oberkiefers in einem sehr aufräumenden und neue Verhältnisse schaffenden Sinn. Ungeachtet der relativ komfortablen Formen, in der die Sache vor sich gegangen, handelt es sich um einen Lebenschnitt etwas melancholischer Art, und die Zumutungen, die dabei der Anpassungsfähigkeit gestellt werden, sind zunächst absolut empörender Art. Das soll sich aber rasch geben. Wie sich alles gibt. Ein müder Trost.

Eben wollte ich, Lotten unterbrechend, die amerikanische lecture² in Angriff nehmen, um das hinter mich zu bringen und ruhiger zu sein, als, gestern, der hiesige Theater-Verein mir den Antrag machte, zu der für zweite Hälfte November angesetzten Gesamtauführung von Wagners «Ring des Nibelungen» einen einleitenden Vortrag in der Universität zu halten.³ Ein Wagner-Vortrag in der Münchener Universität war mein letztes Auftreten in Deutschland, am Vorabend meiner Abreise. Es mag diese Erinnerung gewesen sein, die mich bestimmte, die Einladung trotz ihrer Ungelegenheit anzunehmen. Auch Zürichs, der Schweiz wegen ist sie mir lieb – und dann wegen des Gegenstandes, den ich keinem anderen gönne, einfach weil ich am meisten davon verstehe.

Das ist nun also das Nächste. Und Sie schreiben auch wieder? Was denn? Es würde mich höchlichst interessieren.

Ein guter Mann ist gestorben, Fritz Fleiner, der Jurist.⁴ Wir sahen ihn noch eben in Ascona. Ein Schweizer Demokrat von altem Schrot und Korn, aufgelockert und liebenswürdig weit über das Landesübliche dank einer welschen Mutter. Wir trauern.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Kuno Fiedler

Küsnacht-Zürich 21. XII. 37.

Lieber Dr. Fiedler,

das kleine Knecht-Rupprecht-Packet, das, glaube ich, an Sie abgegangen ist oder dieser Tage abgeht, drückt Ihnen besser meine Dankbarkeit für Ihren schönen Weihnachtsbrief aus, als diese Zeilen es werden tun können. Ich bin so verfangen und vergraben in dringende Arbeit¹ und zugehörige Lektüre (lese jetzt wieder Schopenhauer systematisch, mit größter Freude und Bewunderung: Was er lehrte, ist abgetan,

aber wie er es lehrte, das bleibt bestahn) – daß ich zum Briefschreiber verloren bin. Desto mehr achte ich es, daß Sie Ihrerseits neben der Ausarbeitung Ihrer Fest-Predigten noch diese frischen Episteln zustande bringen.

Gratuliere zur Beendigung der Selbstbiographie.² Fertig ist fertig, und ohne Ach und Krach geht es nie ab. Ich freue mich schon auf den Augenblick, wo auch die Abschrift fertig sein wird. Was aber die Theologie und die Dynamitpatronen angeht, so kann ich nur immer mit tiefer, leiser Stimme empfehlen: Vorsicht! Vorsicht! Vor wie nach der Synode. Sie kommen mir vor wie mein Joseph, zu dem der alte Ismaeliter ungefähr sagt³: «Gedanken wie du sie hegst, wollen ausgesprochen sein. Darum hüte deine Zunge, daß du nicht anstößest bei den Kindern Aegyptens und dich nicht ums Glück redest!»

Sehr löblich, daß Sie sich eine gute Zeitschrift halten in Ihrer Einsamkeit. Riemer sehen Sie sehr richtig als einen älteren Eckermann, sogar mit unsympathischen Zügen – ich habe ihn auch so zu charakterisieren versucht, was noch deutlicher würde, wenn nicht seine mit in den Dialog eingeflochtene Biographie in «M. u. W.» aus Raumgründen hätte weggekürzt werden müssen.⁴ Der Dialog selbst gehört natürlich zu den platonischen, ist fiktiv, nicht real, aber dramatisch doch wohl in dem Sinne, daß er charakteristisch ist für die Sprechenden, nicht nur für den unheimlichen Gegenstand ihres Gesprächs: für die innerlich überanstrengte, nicht zur Ruhe kommende Lotte und für den «maulenden» Famulus, einen Hörigen, der aufmuckt. Ihre Unterscheidung zwischen dem Historischen und dem Künstlerischen ist gut und am Platze. Ich gebe das Historische ziemlich leichten Herzens preis, zumal ich denke, daß eine gewisse pädagogische Verklärung des einstigen Deutschland heute nicht schaden kann. «Das Schlimmste geschah, man sah sie traurig an», heißt es in «Königliche Hoheit».⁵

Wagner – – ach, alles, was Sie sagen und noch sagen könnten, habe ich auch hinunterzuschlucken gehabt, als ich jetzt wieder, wohl zum letzten Mal, über ihn schrieb. Ich weiß Bescheid. Nur ist es mit Wagner sehr ähnlich wie mit Schopenhauer: auch der birgt Schreckliches, besonders wenn man die politischen Konsequenzen seiner Lehre bedenkt, die er ja z. T. selbst gezogen hat. Aber welches Niveau, welche Kunst, welche Humanität immer noch! Es ist eben doch noch das alte, große Deutschland, wenn auch schon auf der Kippe – und schließlich, was wollen Sie, das ist meine Heimat, ich werde gerührt, wenn ich darauf komme, am Ende bin ich der Verfasser der «Betrachtungen eines Unpolitischen», war es nicht nur, sondern bin es. – Auch mit dem Mythos haben Sie recht. Eine gefährliche Sache und mißbraucht heute, daß einem übel wird. Aber schon mit dem «Joseph» habe ich sie ja den Mißbrauchern aus den schmutzigen Händen genommen. Haben Sie übrigens gemerkt, daß ich bei der Beschreibung von Goethes Art, den Mythos zu behandeln, meine eigene beschreibe?

Haben Sie ein friedlich-fröhliches Weihnachten! Man freut sich doch, wieder in die Lichter zu sehen. Eigentlich müßte es heute sein, denn es ist heute, spricht der Mythiker, die «Wiedergeburt des Lichtes»⁶.

Ihr *Thomas Mann*

St. Antonien, Grb., am 16. Nov. 1938.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Sie sind nun, wie ich hoffe, in Ihrer neuen Stellung schon eingelebt und fühlen sich halbwegs als Amerikaner. Wir hier in Europa haben inzwischen eine weitere Demokratie geschlachtet und ausgepfundet, haben ein nationalsozialistisches Mitteleuropa gegründet und sind auf dem besten Wege, um des lieben Friedens willen unsern Segen auch zu einem neuen deutschen Kolonialreich zu geben. Sie können also nicht sagen, daß wir unsere Zeit nicht benutzt hätten.

Gegenwärtig sind wir dabei, den Juden wieder einmal den Herrn zu zeigen. Und das ist es eigentlich, was mich veranlaßt, Ihnen heute zu schreiben. Es heißt hier nämlich in den Zeitungen, daß in München zahlreiche Verhaftungen, besonders unter den gebildeten und wohlhabenden Juden, die man als «Faustpfänder» zu benutzen gedenkt, vorgenommen worden seien. Was für ein Elend! Haben Sie Nachricht von Ihren Schwiegereltern¹? Ich habe die ganze Zeit an sie denken müssen, – an sie und an die vielen vielen andern, die drüben jetzt zittern müssen und für die es keine, keine Rettung gibt. Bitte sagen Sie Ihrer verehrten Gattin, wie sehr ich an ihren Sorgen Anteil nehme!

England fühlt sich bloßgestellt und macht in billiger Entrüstung. Als es in der Lage war, zu handeln, war es weniger eifrig. Europa ist zum Mitschuldigen Hitlers geworden und schickt sich an, seinen nahen Untergang ehrlich zu verdienen, – oder hat es vielmehr längst schon getan. Werden Sie im nächsten Sommer wirklich noch zurückkommen können? Wir leben heut von einem Tag auf den andern und müssen froh sein, wenn wir wenigstens noch einigermaßen über das Morgen verfügen können. Von Übermorgen kann schon keine Rede mehr sein.

Morgen hoffe ich hier noch sicher zu sitzen. Übermorgen kann ich schon auf dem Schub sein, – ob das Buch² nun erscheint oder nicht. Mir ist es nachgerade gleichgültig geworden, aber ich habe eigentlich – und nicht erst seit Ihrem absagenden Brief vom 10. September – das Gefühl, es werde *nicht* erscheinen. Immerhin schweben, soviel ich weiß, noch Unterhandlungen (mit denen ich aber nichts mehr zu tun habe, – loyal, wie ich nun einmal bin).

Die Schweiz hat sich zu einigen Maßregeln gegen die überhandnehmende Nazi-propaganda aufgerafft, aber im Bundeshaus beschwichtigt man schon wieder: Man bittet, den Hund nicht zu reizen, er beißt! Denn noch immer hat man nicht gemerkt, daß manche Hunde auch ungereizt beißen, – nämlich dann, wenn sie spüren, daß man Angst vor ihnen hat.

Auch die neue Judenhetze führt man im ganzen hier doch auf die «unüberlegte Tat eines geistig nicht recht Ausbalancierten» zurück – und meint damit nicht Hitler, sondern den jungen Grynspan.³ Wie sich Göring darüber freuen wird! (Er hatte die neuen Gesetze vermutlich lange schon in Bereitschaft.)

Vor drei Wochen etwa war ich – in Begleitung eines Herrn und einer Dame, die hier zu Besuch weilten – wieder einmal jenseits der Grenze (nur ein paar Schritte freilich). Wir bekamen einen österreichischen Grenzwächter zu Gesicht und unterhielten uns eine Weile mit ihm, – selbstverständlich auch ich im schönsten Schwyzer Dütsch. Er war erst ein Jahr im Amt und bekannte, die Folgen der stattgehabten Veränderung

bekämen sie eigentlich nur insofern zu fühlen, als sie jetzt mehr Gehalt erhielten. Er schien aufrichtig zufrieden mit dem Geschehenen. Denn nicht wahr: der Gehalt macht's? Das war ja immer schon Hitlers Trick gewesen, daß er seine Helfershelfer gut bezahlte. Und kann man sagen, daß er erfolglos damit gewesen sei? Er kennt die Welt, wie sie heute nun einmal ist, – das ist sein großes Plus vor den Staatsmännern der Demokratien. Zuckerbrot und Peitsche, – mehr braucht es nicht, um die Menschen der Gegenwart zu regieren. Mit dem Augenblick, wo es wieder solche gibt, die weder auf das Eine noch auf das Andere mehr reagieren, ist es aus mit seiner Herrschaft. Aber das kann wohl noch ein Weilchen dauern.

Ich habe Ihnen auch noch für Ihren «Sieg der Demokratie» zu danken, den Oprecht mir übersandt hat.⁴ Eine wundervolle Arbeit, – prachtvoll geschrieben und überaus tröstlich zu lesen! Nur: ich glaube nicht daran, daß Sie recht haben mit Ihrer Prognose. Und ich habe nie daran geglaubt, wenn ich auch gehofft habe, die Demokratien würden sich den Diktaturstaaten gegenüber ein wenig besser behaupten. Besinnen Sie sich noch auf die Andeutung in meiner Selbstbiographie, daß ich mich in den ersten Hitlerjahren mit den Vorstudien zu dem Entwurf einer topologischen Verfassung beschäftigt hätte? Die Ranglehre⁵ scheint mir tatsächlich auch heute noch auf dem Gebiet der Gemeinschaftsformung die besten Aussichten zu haben. Und ich wäre dankbar, wenn es mir vergönnt wäre, ihr noch ein bißchen den Weg zu bereiten.

Vorläufig allerdings habe ich sie erst einmal auf religiös-theologischem Gebiet erprobt, und auch da bewährt sie sich ausgezeichnet. Wenn ich nur etwas leistungsfähiger wäre! Aber so dauert es immer Monate, bis ich überhaupt an etwas Neues herangehen kann. Und die amtliche Arbeit, die sich jetzt im Winter wieder beängstigend häuft, genügt eigentlich allein schon, um mich restlos zu erschöpfen.

Nach Zürich bin ich inzwischen nicht wieder gekommen. Und ich weiß also auch nicht, wer von Ihrer Familie noch als Platzhalter dort zurückgeblieben ist. Hat Herr Dr. Golo den Sprung übers Wasser diesmal mit Ihnen gewagt, oder beschäftigt er sich noch damit, auf Herrn Lion einen guten Einfluß auszuüben? Er ist mir durch die Unterhandlungen wegen des Buches doch viel näher gerückt, und ich würde gern wieder einmal von ihm hören.

Ihnen und Ihrer Gattin wünsche ich an dem neuen Platz von Herzen alles Gute. Sie werden dort einwurzeln und eines Tages merken, daß Sie nur noch gebrochen Deutsch reden können. Wenn die Glocke erst «bellt» und der Brief «geopend» wird, dann ist es so weit. Und dann teilen Sie es mir bitte mit, damit ich komme und Ihnen wenigstens wieder einmal einen währschafte[n] Schwyzer Dialekt vorsetze (was wird nur aus der deutschen Sprache werden, wenn die verschiedenen Emigranten erst alle zurückströmen?).

Ihrer Gattin möchte ich mitteilen, daß ich mit meiner diesjährigen Katja Unglück gehabt habe. Ich hatte sie etwa schon vier Wochen und sie hörte schon recht gut auf ihren Namen, da stellte sich heraus, daß sie ein Kater sei (es Rolli, wie mr hier seit). Ich habe sie nun notdürftig in «Kato» umgetauft (wegen der lautlichen Ähnlichkeit), aber verdrießlich ist der Irrtum doch. Das kommt eben davon, daß die Tiere noch keine Kleider tragen!

Bleiben Sie gesund und behalten Sie in relativ gutem Angedenken

Ihren treu ergebenen *Kuno Fiedler*

St. Antönien, Grb., am 6. Januar 1939.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Der rasche Fluß der Dinge, von dem Sie in Ihrem freundlichen Weihnachtsbrief reden, kommt mir jetzt, wo ich mich zu etwas wie einer Erwiderung anschicke, weniger tröstlich als bedrückend zu Bewußtsein. Denn erstens bin ich selber vor dem Fest nicht mehr dazu gekommen, noch einen Weihnachtsbrief zu schreiben, weil eine schmerzhafte Mandelentzündung, die ich nur ambulanterweise behandeln durfte, dazwischenkam, und dann sind jetzt nun schon wieder vierzehn Tage vergangen, ohne daß ich auch nur ein trockenes Dankeschön zu Ihrem Schreiben und den beiden Drucksachen gesagt hätte. Bitte nehmen Sie es nicht übel: die Feiertage sind in unserm sonderbaren Beruf immer vor allem Arbeitstage, und außerdem kam auch noch ein Züricher Bekannter, dem ich verpflichtet bin, auf den Gedanken, mir seinen Sohn auf zehn Tage zum Skifahren herzuschicken. Es war ganz lustig, aber zu etwas Gescheitem bin ich in dieser Zeit nicht gekommen, und ich muß meinen Brief nun also wieder einmal mit Entschuldigungen beginnen.

Mit Entschuldigungen und mit dem herzlichsten Dank dafür, daß Sie so viel besser als der Pfarrer dem Weihnachtsfest gerecht geworden sind. Ich habe Ihre beiden Drucksachen gleich, als sie kamen (und sie kamen eine Woche früher als der Brief), trotz aller Zeitbedrängnis sofort mit brennendem Eifer studiert. Und besonders «Dieser Friede»¹ hat mich geradezu begeistert. Ich weiß, daß viele den darin eingenommenen Standpunkt für zu «einfach» halten (Schwarzschild² tut ihn ziemlich hochmütig ab), aber ich bin fest überzeugt: es ist der richtige. Daß er die Dinge vereinfacht, um sie überhaupt darstellbar zu machen, ist kein Einwand. Denn man wird Ihnen nicht nachsagen können, Sie wüßten nicht, daß auch noch andere Faktoren in jenem Halunkenstück eine Rolle gespielt hätten. Die Hauptsachen zu sehen, – darauf kommt es an, hier wie überall. Nur darin beruht überhaupt die Fähigkeit des Urteilens. Und die Hauptsache ist meiner Ansicht nach eben doch die, daß man Hitler freien Lauf gelassen hat, weil man ihn für das «kleinere Übel» – nämlich im Vergleich zu der drohenden revolutionären Erhebung gegen ihn gehalten hat. Aber es wird natürlich auch hier so gehen, wie es bei der Taktik des kleineren Übels immer geht: man wird nach dem kleineren auch noch das größere Übel schlucken müssen, – vielleicht sogar noch in diesem Jahre. Denn die Lage drüben scheint sonderbarer Weise nach dem letzten Erfolgsjahr noch viel unsicherer geworden zu sein, als sie es vorher schon war (und das will etwas heißen). Auf Einzelheiten kann ich mich hier unmöglich einlassen, aber sogar die noch freie Schweizer Presse bringt fast täglich höchst alarmierende Nachrichten über die wachsende Spannung zwischen Volk und Führerschicht. Besonders das neue Judenpogrom scheint im Lande selber katastrophal gewirkt zu haben. Und wenn der Deutsche auch schwerfällig und herzensträge bis zum Idiotismus und zur Ehrlosigkeit ist, – es gibt auch da noch gewisse Grenzen, die nicht ohne Gefahr für die Herrschenden überschritten werden können.

Was den Schopenhauer anlangt, den ich ja schon kannte, so zeigt er die gleiche, nicht nur berechnete, sondern auch sehr notwendige simplifizistische Tendenz wie das andere Büchlein. Er wird sicher den Fachleuten auch nur ein überlegenes Lächeln

entlocken, und er steht der Wahrheit doch näher als die umständlichen «Darstellungen» des Systems, die das Wesentliche in tausend Unwesentlichkeiten ertrinken lassen.

Aber – und damit komme ich auf schon Gesagtes zurück – das Nietzschezitat auf S. 18 ist *doch* nicht richtig, sondern es muß wirklich in der zweiten Zeile heißen: «Was er *lebte*, wird bleiben *stahn*»³. Ich habe mich jetzt erst davon überzeugen können.

Nun, das soll selbstverständlich ebenfalls kein «Einwand» sein. Es ist nur eine bescheidene Berichtigung, wie sie einer Wagner-Natur wohl ansteht.

Daß Sie «Lotte»⁴ auch in Amerika nicht vernachlässigen, ist wunderbar. Aber es ist eigentlich gar nicht *verwunderlich*. Denn wo sollte «Weimar» jetzt sein wenn nicht dort, wo *Sie* sind (es klingt wie ein Kompliment, aber es ist die Wahrheit). «Weimar» als geographischen Begriff hat es im Grunde ja nie gegeben. Und das ist recht gut so, wie sich nun zeigt. Denn so kann es einem doch durch keine Ausbürgerung verschlossen werden.

Ad vocem «Ausbürgerung»: ich bin nun auch so weit. Im «Reichsanzeiger» Nr. 207 vom 6. September 1938 stehe ich unter Nr. 9 in der Liste der Ausgezeichneten: «Fiedler, Kuno, geb. 3. 2. 95 in Schwiebus». Offenbar habe ich in diesen Jahren Gottesdienstbesucher gehabt, die nicht bloß der Erbauung halber kamen.

Die Nachricht selbst übrigens verdanke ich meinem ehemaligen Rechtsanwalt, Dr. Paul Kiess aus Jena, den Sie s. Zt so freundlich waren, an jenes Genfer Komité zu empfehlen und der, wenn ich ihn recht verstehe, auf Grund dieser Empfehlung auch wirklich Erfolg gehabt hat. Das letzte Jahr allerdings hat er als kranker Mann in Paris verbracht. Aber am 10. Januar geht er nun auch ein Haus weiter. Denn seine Adresse wird folgende sein: New-York, 610-5th Avenue, c/o. Cie Gle Transatlantique (French Line). Ein Onkel seiner Frau, der Amerikaner ist, hat sich nämlich inzwischen bereit erklärt, für ihn zu bürgen. Und so wird er wohl bald dieselbe Luft atmen wie Sie. Wenn er also eines Nachmittags bei Ihnen antelefoniert und darum bittet, Ihnen persönlich danken zu dürfen, so werden Sie sich nicht wundern. Bitte haben Sie die Güte, ihm eine halbe Stunde zu widmen! Ich glaube: er verdient es durchaus.

Manus manum: ich habe jetzt wieder das deutliche Vorgefühl, daß er eines Tages imstande sein könnte, auch mir wieder einen Dienst zu leisten. Denn daß es für unser-einen in diesem immer mehr auseinanderfallenden Europa auf die Dauer nichts mehr ist, das wird einem ja von Tag zu Tag klarer. Und es hilft gar nichts, daß man sich bemüht, sich so loyal wie nur möglich zu verhalten: man treibt auf einer Eisscholle, und die wird beständig kleiner.

Wegen des MS. kann ich auch heute noch nichts Abschließendes mitteilen. Die Entscheidung liegt im Grunde nun wieder bei O.⁵, und wie der denkt, weiß ich nicht. Denn er hat lange nichts von sich hören lassen.

Inzwischen lebe ich sozusagen auf Abbruch, lese alle mir erreichbaren Zeitungen und warte auf das neue Wunder, das meinem Leben die Wendung geben soll, die ich schon so lange nun wieder in den Gliedern spüre.

Was macht Ihr Landankauf in Künsnacht? Haben Sie noch hinreichendes Zutrauen zu Europa? Ich will Ihnen sagen, wie *ich* mir die Entwicklung denke: In diesem Jahre bricht Hitlers Größenwahn völlig ungehemmt hervor. Es gelingt, ihn zu beseitigen. Und an seine Stelle tritt Herr Göring, tritt also das Heer. Die Diktatur verbreitert ihre

Basis, die Deutschnationalen (die ja immer Unheilstifter gewesen sind) tauchen wieder aus der Versenkung auf – und haben «alles natürlich schon vorhergesehen». Sie festigen und erweitern die deutsche Vorherrschaft und verwirklichen das «wirkliche» Dritte Reich. Und dann? Dann lange nichts. Schließlich aber der Weltkrieg, und alles ist äußerlich wie vorher, – nur daß die deutsche Kultur sich nunmehr vollständig und grundsätzlich im Ausland abspielt.

Nochmals wärmsten Dank und viele, viele Grüße an Sie und die Familie (Herrn Kahler⁶ dazugerechnet)! Immer Ihr:

Kuno Fiedler

Meinen Glückwunsch zu der Aufnahme in die Akademie⁷, die hier gemeldet wurde!

An Kuno Fiedler

Princeton N.J. 11. v. 39
35 Stockton Street

Lieber Dr. Fiedler,

heute kam nun auch Ihr recht lesenswerter Nationalzeitungsausschnitt¹, – da ich Ihnen doch schon für mehrere freundliche u. interessante Briefe Dank schulde. Sie beschämen mich, mit Arbeit belastet und dabei an Gesundheit nicht der Stärkste, wie auch Sie, wenigstens Ihrer Behauptung nach, sind. Aber das Leben hat es wirklich in letzter Zeit etwas bunt mit mir getrieben; von Briefschreiben konnte nicht die Rede sein, kaum daß es mit dem laufenden Hauptgeschäft vorwärtsgegangen ist, – eine solche Kette von literarisch-politisch-sozialen Zumutungen und Verpflichtungen hat sich gleich wieder an die kaum absolvierte fünfwöchige Vortragsreise gereiht. In meine Korrespondenz teilen sich 3 Personen, eine Engländerin², ein junger Literat, Dr. Meisel³, und meine Frau. Ich rühre die Sachen kaum noch an, wenn ich die Handschrift nicht kenne. Was ich mache, sind Reden, speeches⁴, lectures⁵, die dann auch gehalten sein wollen: bei politischen Dinners, Meetings und vor der akademischen Jugend. Gestern habe ich hier für die boys auf englisch über den «Zauberberg» gesprochen, es war ganz hübsch und wird sich ja sonst noch verwenden lassen. Aber man hätte anderes zu thun. Heute schloß ich die Dankesansprache⁶ ab, die ich nächste Woche hier bei Empfang des Dr. of letters h. c. zu halten haben werde. Wird auch eine recht erhebende Ceremonie, aber weitergehen kann und darf es so nicht. Längst regt sich Flucht drang vor dem kolossal-naiven Eifer dieser Öffentlichkeit, und ich denke ernstlich daran, mich, um den vierten Joseph zu schreiben, nach Californien ins Privatleben zurückzuziehen.

Und Sie? Nun, Sie predigen – und predigen tauben Ohren wie wir alle. Gleichwohl ist es nachher besser, man hat seine Schuldigkeit getan. Wird man sich im Sommer wiedersehen? Aber darauf können Sie ebenso wenig antworten, wie ich es im Augenblick kann. Hier verzichtet einer nach dem andern auf seine vorgehabte Europa-Reise. Wir haben es noch nicht endgültig getan. Man ist abhängig von den Inspirationen eines schmutzigen Hanswursten, so verhält es sich nun einmal. Noch denke ich ernstlich an ein *schwedisches* Seebad für die Sommermonate. Von dort aus könnte wenigstens

meine Frau, wenn ihre alten Eltern nackt und bloß über die Schweizer Grenze gelangen, was sie anstreben, rasch hinunterfliegen, um ihnen die vorzeitig ererbten Perlen und Diamanten zu bringen, von denen sie das Restchen ihres Lebens bestreiten können. Sie sind 89 und 83.

Wird England das Bündnis mit Rußland schließen? Es wäre Bedeutendes damit geschehen, und fast würde es auf mich wie ein Wunder wirken. Demokratie und Sozialismus hätten zusammengefunden – glückliche atmosphärische Veränderungen, vom rein Militärisch-Machtmäßigen abgesehen, könnten nicht ausbleiben. Aber zwei große internationale Mächte, Katholizismus und Kapitalismus, suchen es zu verhindern, und daß man ein neues München herbeizuführen wenigstens versuchen wird, ist mir gewiß.

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

St. Antönien, Grb., am 15. Spt. 1939.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Daß der Krieg nun doch noch ausgebrochen ist, brauche ich Ihnen wohl nicht erst mitzuteilen. Ich fürchte, Sie haben Ihre liebe Not gehabt, ihm noch rechtzeitig auszuweichen. Aber ich hoffe, daß es Ihnen gelungen ist und Sie mit Ihrer Gattin wohlbehalten «zu Hause» angelangt sind. Und von Ihrer Tochter Erika nehme ich das Gleiche an. «San's froh, daß Sie sitzen», heißt es mit Recht in einer auch Ihnen sicher bekannten Novelle¹ (und da handelt es sich bloß um ein kleines Eisenbahnglück).

Inwieweit ich hier «sitze», d. h. festsitze, ist noch gar nicht sicher. Aber was ist heut überhaupt sicher? Es könnte auch sein, daß ich eines Tages hier zu fest säße, d. h. von der übrigen Schweiz durch ein Invasionsheer abgeschnitten wäre. Und dann müßte ich vorübergehend meinen Wohnsitz wohl in einer der Sulzfluh-Höhlen aufschlagen («Mir bleibt doch auch nichts erspart», hat schon Kaiser Franz Joseph gesagt). Aber denken wir nicht daran! Das Unheil kommt sicher zeitig genug.

Ganz hervorragend ist die Haltung der Schweiz – oder ich sage besser vielleicht: der Schweizer – in der gegenwärtigen Lage. Ich habe es ja immer gesagt: es sind Prachtmenschen, die hier leben! Aber so deutlich habe ich es noch nie empfunden wie gerade jetzt. Man behauptet immer, der Schweizer sei schwerfällig. Aber wenn er das ist, dann hat er vor allem die Vorzüge dieser Naturanlage, nämlich die Ruhe, die Besonnenheit, die Stetigkeit, die nicht umzubringende Zähigkeit. Und im übrigen ging es mit der Grenzbesetzung eins-zwei-drei. Als ich am 2. Spt., dem dritten Jahrestag meiner Verhaftung in Deutschland, meinen gewohnten Samstagsspaziergang machen wollte, bin ich nicht weniger als dreimal angehalten worden und kann von Glück sagen, daß ich den Gedenktag nicht wiederum im Gefängnis zu feiern hatte. Seitdem ist es etwas ruhiger geworden, aber man ist auf der Hut. Und wenn Adolf in der Verzweiflung doch einen Durchbruch wagen sollte, so könnte er sich verrechnet haben.

Inzwischen halte ich wieder Kriegspredigten – und bedaure sehr, daß mir die Manuskripte derjenigen, die ich im vorigen Kriege verfaßt habe, bei meiner Flucht verloren gegangen sind. Es sind im wesentlichen Durchhalte-Predigten gewesen, und die

Schweiz ist das einzige Land, in dem ich sie mit ganz gutem Gewissen heut wiederholen könnte.

Drüben im lieben Heimatlande scheint die Stimmung nicht ganz so zuversichtlich und ruhig. Himmler beherrscht das Reich, und wahrscheinlich spielen sich im geheimen Schreckensscenen ab, die denen an der Front nichts nachgeben. Hier wurde die Nachricht kolportiert, daß sich Frauen und Kinder vor die an die Front fahrenden Züge geworfen hätten, um sie an der Abfahrt zu hindern. Ich halte das für sehr glaubwürdig. Aber Genauer ist natürlich nicht zu erfahren. Was mögen wohl jetzt meine Geschwister und Freunde drüben anfangen? Was die ehemaligen Kollegen, Nachbarn und Bekannten, die nun in so schrecklicher Weise die Bezahlung für alle die schönen Feste des Nazi-Regimes zu leisten haben? Es ist ein furchtbares Gericht über Schwäche, Feigheit, Verrat, Herzenshärte und Mangel an Ehrgefühl.²

Gegenwärtig regnet es unaufhörlich. Aber obwohl mir die armen Grenzsoldaten leidtun, die beständig, nur unvollkommen durch Zelttücher gegen die Nässe geschützt, draußen herumlaufen müssen, freue ich mich doch über das Wetter, das die Wege in Polen wahrscheinlich schon gründlich aufgeweicht und für Adolfs so liebevoll motorisierte Artillerie unpassierbar gemacht hat. Ich denke, es wird im Osten jetzt beträchtlich langsamer gehen.

Weshalb sich Adolf überhaupt in dieses ganze für ihn doch so riskante Abenteuer gestürzt hat, darüber zerbricht man sich hier noch immer den Kopf. Und die wahrscheinlichste Erklärung ist doch wohl die, daß Verzweiflung die letzte Ursache gewesen ist. Chamberlain wird recht gehabt haben, wenn er gemeint hat, Adolf habe keinen andern Ausweg mehr gesehen. Also eine Art pompösen Selbstmordes! Er konnte sich nicht damit begnügen, die Pistole an den eigenen Schädel zu halten, er mußte auch noch Hunderttausende anderer mit ins Verderben hineinreißen. Aber so war es ja im Grunde nur folgerichtig. Er stirbt, wie er gelebt hat.

Beunruhigt bin ich über das Schicksal Ihres Golo. Befindet er sich eigentlich noch in Zürich? Ich möchte ihm nicht gern schreiben, da ich seine Privatadresse nicht besitze und die Zuschriften an «Maß und Wert» doch sicher jetzt kontrolliert werden. Wird die Zeitschrift weiter erscheinen können? Ich fürchte fast, daß man sie verbietet.³ Auch das «Neue Tagebuch» erhalte ich nicht mehr.⁴ Das ist die Neutralität (so wie sie heute aufgefaßt wird).

Kurz vor Kriegsausbruch habe ich auf Veranlassung Ihrer Tochter meine Erzählung⁵ zu einem amerikanischen Preisausschreiben eingesandt. Hoffentlich ist sie gut angekommen. Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie die große Güte hätten, zum Zweck des «Verifying», auf das dabei viel ankommt, an den Leiter des Komitees ein paar empfehlende und aufklärende Zeilen zu richten. Er ist Professor an irgend einer der dortigen Universitäten (S. B. Fay, 776 Widener Library, Cambridge, Massachusetts, U. S. A.). – Ein weiteres Exemplar der Erzählung hat Ihre Frau Tochter selbst in der Hand. Vielleicht ist es ihr möglich, es irgendwo anzubringen.* – Ich gebe Ihnen und ihr dazu Vollmacht, – auch zu etwa noch notwendig erscheinenden

* Als Titel empfahl mir hier eine Verlagsexpertin: «Die Herrschaft des zweiten Ranges». (Ragaz⁷: «Ein Mann unter Hitler»)

Kürzungen, über deren Zweckmäßigkeit ich von hier aus ja kaum das richtige Urteil habe. Die Art und den Umfang der Beteiligung stelle ich ebenfalls Ihnen und Ihrer Tochter anheim. Millionäre werden wir bei dem Geschäft wohl nicht werden, – aber «Gammrsch wissen, weeiß mersch dnn», wie man so schön wie richtig in Sachsen zu sagen pflegt. Und darum wäre ich auf keinen Fall für ein Fixum. Nun ja.

Sie werden, wie ich hoffe, Ihre Tätigkeit als German lector wohl fortsetzen und daneben Lotte für die Reise nach Weimar herrichten. Sie wird sich im Krieg wohl sonderbar genug ausnehmen. Aber ich schätze: sie wird ein großer Erfolg.

Mein kleines theologisches Büchlein⁶ ist nun wohl auch schon im Druck. Es macht mir etwas Sorgen, aber weniger wegen der sachlichen als wegen der mutmaßlichen persönlichen Folgen. Ist es nicht komisch, daß ich hier in solchem Grade noch einmal meine Laufbahn von vorn beginnen mußte? Hoffentlich geht sie nicht ganz nach dem Vorbild vor zwanzig Jahren weiter. Schließlich sind auch Schweizer Theologen doch eben *Schweizer*, – und wenn sie noch so orthodox gerichtet sind. – Alles Gute für Sie und die Ihren! Immer Ihr

Kuno Fiedler

An Kuno Fiedler

Princeton, N.J. 10. XI. 39
65 Stockton Street

Lieber Dr. Fiedler,
seinem letzten Brief hat Golo die Zeilen beigelegt, die Sie ihm am 28. Oktober schrieben. Es hat mich sehr bekümmert zu lesen, daß es Ihnen nicht gut geht – oder doch nicht gut ging; denn die Äußerung ist schon wieder recht lange her, und ich hoffe einfach, daß die Entwertung, die die Zeit – bei so gestörter und verschleppender Kommunikation – am Geschriebenen vornimmt, hier einmal eine glückliche Bedeutung hat. Der Gedanke, wie lange heut so ein Brief braucht, um sein Ziel zu erreichen, und die Ungewißheit, ob er es überhaupt erreicht, wirkt wirklich entmutigend auf die Mitteilungslust – erklären Sie sich, bitte, damit meine Schweigsamkeit und auch damit, daß ich gleich nach unserer glücklichen «Heimkehr» von Europa (wir können wirklich von Glück sagen, es hätte auch schief gehen können) hier sehr beschäftigt war. Es galt vor allem, «Lotte in Weimar» fertig zu stellen, die in Noordwijk einen solchen Schub gegen das Ende hin bekommen hatte, daß in Stockholm beschlossen wurde, das Buch noch vor Weihnachten herauszubringen. Also hatte ich die letzten andert-halb Kapitel hier schleunig hinzulegen und hab es redlich geschafft. Ob nun freilich das Manuskript, das mit dem Clipper nach Lissabon und von dort mit Schweizer diplomatischer Post nach Schweden geht, so rechtzeitig in Bermanns Hände gelangt, daß das Erscheinen in einigem, wenn auch noch so geringen Abstand von Weihnachten möglich ist, das ist eine Frage für sich und hängt nicht von mir ab.

Noch einmal, die Nachrichten über Ihre Gesundheit bekümmern mich. Es liegt zwar gewiß nichts Ernstliches vor, und auf die Zähigkeit Ihrer Natur ist viel Verlaß, aber eine Übermüdung, die sich verschlimmern kann, ist doch offenkundig, und die Arbeit, das weiß ich aus eigener Erfahrung, ist heute zugleich Segen und Gefahr: Was wäre man ohne sie in den Läuften, wie hielte man's aus, sie ist Stütze und Stab;

aber auf der anderen Seite ist das bloße Leben, die tägliche Sorge, der Gram, die Wut, die Hoffnung, eigentlich schon Sport genug, und Leben *und* Arbeit ist beinahe ein bißchen viel. Haben Sie denn eigentlich nie Urlaub, Ferien, Erholungszeit? Ich kann mich nicht erinnern, Sie in diesem Zustand gesehen zu haben, und doch wäre es umso wünschenswerter, Sie einmal darin zu begrüßen, als mir möglich scheint, daß *auf die Dauer* die hohe Luft für Ihr Herz zu anstrengend ist und einige Wochen wirklichen Ausruhens im Tiefland Ihre volle Leistungsfähigkeit wieder herstellen könnten. Wäre das nicht einzurichten?

Was mich betrifft, ich habe mich in Holland sehr erholt. Wollte Gott, wir könnten nächsten Sommer wieder zwei Monate im unvergleichlichen «Huis ter Duin» verbringen; aber daran ist wohl nicht zu denken, und wer weiß, in *wievielen* Jahren irgend eine amerikanische Sea Side dafür wird einspringen müssen. Auch gut. Aber die Vorstellung, daß, wie Deutschland, so auch ganz Europa auf Nimmerwiedersehen davonschwimmen könnte, wenn nämlich Nazi-Deutschland den Krieg siegreich bestehen sollte, hat doch etwas schwer Beängstigendes, denn meine Existenz als *deutscher* Schriftsteller würde tatsächlich dadurch aufgehoben. Ohnedies hat es jetzt längere Zeit meine Bücher nur in Übersetzungen gegeben, sie waren auf deutsch eigentlich inexistent – ein quälender Zustand. Bermann ist mutig genug, das abhanden gekommene Werk als «Stockholmer Gesamtausgabe» wieder aufzubauen, und ich bin glücklich, daß der Goethe-Roman doch zuerst im Original herauskommt, – er ist gänzlich unübersetzbar, obgleich er schon weitgehend ins Englische und Französische übersetzt ist. Aber was wird aus mir, wenn die Civilisation unterliegt oder auch nur *nicht siegt*? Dieses «aus mir» klingt natürlich albern. Die Frage hat sehr viel umfassender zu lauten. Nur in symbolischem Verstande ist das Persönliche erträglich.

Sie schrieben an Golo von Ihrem «Büchlein»¹, über das Sie schon mancherlei Zuschriften bekommen haben. Welches ist es? Ich habe es doch noch nicht gesehen? Ist es unterwegs zu mir? Oder handelt es sich um die theologische Streitschrift, die ich allerdings gelesen habe, und die mir durch ihre Klarheit und Redlichkeit das Theologisch-Kirchliche so nahe brachte, wie es mir überhaupt zu bringen ist. – Man ist heutzutage so dankbar für das geistig Anständige und Honorige, für alles, was noch auf menschliche Art um die Wahrheit bemüht ist, zum Unterschiede von dem Lügen-sumpf totalitären Zweckdenkens und -Redens. Diese Russen, was für ein Jammer! Schämen sie sich nicht? Worin unterscheidet sich Molotows letzte Rede noch von Hitler-Mist? Was sie tun, ginge noch hin. Wenn sie nur nicht reden wollten! Ich kann mir nicht helfen: der faule Westen, wie er etwa durch den Mund des Lord Halifax sich äussert, ist doch die bessere Welt. Man tut besser, mit ihm unterzugehen, als mit jener Molchwelt zu siegen. Übrigens ist ihr Sieg schwer vorstellbar, und es ist ein sonderbarer Gedanke, daß wir binnen Kurzem vor die Frage gestellt sein könnten, ob wir nach Deutschland zurückkehren wollen oder nicht. Ich denke, man wird besser draussen bleiben. Aber mit «draußen» meint man noch außerhalb des Reichs, und das wird es vielleicht, hoffentlich, nicht mehr geben.

Ich sehe, die Politik führt auf dem zweiten Bogen zu weit. Dies sollte ein Lebenszeichen sein, nichts weiter. Leben Sie recht wohl. Jeder muß auf seinen zwei Beinen sehen, wie er durchkommt. Das amerikanische Klima ermüdet mich sehr; ich weiß

nicht, woran es liegt, an den scharfen Temperatur-Gegensätzen, dem Elektrizitätsgehalt der Luft oder woran. Jedenfalls halte ich mich tätig und nähere mich nach einigen Zwischenarbeiten von lectures² und Artikeln wieder dem «Joseph», auf den man hier große Stücke hält. Ich denke, der vierte Band wird mir Freude machen. Neue Lebensverschönerungen sind außerdem ein reizender schwarzer Pudel³ und ein großer Radio-Grammophon-Apparat von letzter Vollkommenheit.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Spital Schiers, Graubünden, am 22. Jan. 1940.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Seit meiner letzten Karte hat sich mein Zustand nun immerhin so weit gebessert, daß ich vorhin – nach drei fieberfreien Tagen – für ein Stündchen habe aufstehen dürfen. Aber ich bin doch noch recht schwach. Und vor allem: das Gehör bessert sich nur sehr, sehr langsam. Ob es in einer Woche schon ausreichen wird, den Unterricht in St. Antönien wieder aufzunehmen, scheint mir zweifelhaft. Das Unglück kommt meist von der Seite, von der man es am wenigsten erwartet.

Inzwischen ist Ihr Brief vom 26. Dez. 39 (am 12. Jan. 40) hier eingetroffen und hat mir eine ganze Menge Neuigkeiten gebracht. Die wichtigste davon ist natürlich die Verheiratung meines Täuflings.¹ Ich fühle mich immer mehr als die Glücke, der man Enteneier untergeschoben hatte (was um Gotteswillen aber keine beleidigende Anspielung bedeuten soll). Das Abiturientenexamen *ging* noch, aber schlimm war schon das Autofahr-Patent und die Reise über den großen Teich. Die italienische Ehe setzt dem allen nun die Krone auf (ohne mich zu fragen!!). Gleichwohl gratuliere ich herzlich, – woraus Sie meine durch die Krankheit sublimierte christliche Milde erkennen wollen.

Ihre Lotte hat mir fortdauernd große Freude gemacht. Und ich könnte mit Theodor Fontane bekennen², ich sei mit ihr zu Bett gegangen und mit ihr aufgestanden. Die Schwestern konnten es, eifersüchtig, wie sie sind, schließlich nicht mehr mit ansehen und haben ein Leseverbot für mich durchgesetzt. Als es aber in Kraft trat, war ich schon fertig. Und den Schluß hatte ich sogar zwei-, ja streckenweise dreimal gelesen. Ich finde ihn nämlich glänzend, oder ich sage wohl besser: ganz besonders glänzend. Den Plan des Ganzen kannte ich ja, und Sie hatten damals auch schon etwas von einem «versöhnlichen Abschluß» gemunkelt. Aber ich hatte mir partuh nicht vorstellen können, wie Sie den zuwebringen würden. Und nun steht er da, als ob er so sein müßte. Er steht da, daß man – beinahe! – sogar an ihn glaubt: knapp, klar, ungezwungen, einleuchtend, – mit einem Worte: *buchenswert*³! Und Sie wissen einen durch allerlei dokumentarische Zuverlässigkeitserweise dahin zu bringen, daß man Ihnen willig auch in Goethes Wagen folgt. Das Netteste in dieser Richtung leisten Sie sich sicher auf S. 435, wo Sie – wahrhaftig! – zu einem Vergleich Ihres *erfundenen* Ankündigungsbriefchens der Charlotte mit deren *echtem* Bericht über das Zusammentreffen mit dem Jugendfreund auffordern⁴ und nicht undeutlich durchblicken lassen, daß jenes erfundene Briefchen doch eigentlich um vieles authentischer sei (womit Sie recht haben sollen!).

Der poetischste Satz des Ganzen, ein Satz, den ich immer wieder gelesen habe, bis ich den Abschnitt schließlich nahezu auswendig wußte, steht auf der letzten Seite: «Die frühvernommene Stimme verhauchte»⁵. Ich bin ziemlich überzeugt, daß das der Rest der ursprünglichen Konzeption, d. h. der eigentliche Kristallisationspunkt der Erzählung ist. Und obwohl ich mich dadurch in Widerspruch zu manchem früher Gesagten und eifrig Verfochtenen setze, möchte ich doch meinen: es ist schade, daß Sie sich bei der Ausführung des Werkes nicht ein wenig mehr von *dieser* Sentimentalität gegönnt haben. Wohl gemerkt: ein solcher Wunsch stellt sich eben erst angesichts des Schlusses selber ein. Man billigt Ihren strengen und oft kühnen Realismus, solange man unter seinem Einfluß steht. Aber der eine Satz am Schlusse zeigt einem: es wäre auch andersherum gegangen. Und das «Herz» wäre dabei besser auf seine Kosten gekommen.

Als Anwalt des «Herzens» muß ich Ihnen ohne Zweifel in einem etwas komischen Lichte erscheinen. Es liegt mir nicht. Aber es liegt mir vielleicht doch besser, als Sie glauben. Herz ist im Grunde *immer* bei mir Trumpf gewesen, – und nicht nur in meinem *Leben*. Ich könnte sagen, daß auch das, was ich in meiner Philosophie «Rang» nenne, viel mehr mit «Herz» als mit «Geist» zu tun hat. Und steht es nicht so, daß die heutige Welt vor allem deshalb krank ist, weil ihr *Herz* sich den Anforderungen der Zeit nicht gewachsen gezeigt hat?

Im Ernst: die Dichtung sollte vielleicht in *dem* Sinn wieder «sentimentalisch» werden, als sie die *Herzen* zu stärken versucht. Ich habe auf meiner letzten Karte das Gegenteil geschrieben, ich weiß es, aber ich habe es nicht *gemeint*. Sondern was mir an Goethe – vornehmlich dem *alten* Goethe – fehlt, das ist eben jener unmittelbare Herzenston, der die Menschen zugleich ergreift und verwandelt. *Sie* haben diesen Ton, nur scheuen Sie sich in der Regel, Gebrauch davon zu machen. Und eben deshalb ist man besonders dankbar, wenn er sich wider Ihren Willen hie und da durchsetzt. Vielleicht, sage ich, hätte er sich in Ihrer «Lotte» öfters durchsetzen sollen.

Doch indem ich das schreibe, fühle ich, daß damit schon zuviel gesagt wäre. Man muß das Werk nehmen, wie es ist. Und es bedarf keiner langen Prüfung, um zu sehen, daß es sehr, sehr *gut* ist. Es ist ein Werk von höchstem Kunstgeschmack, reichstem Wissen, delikatester Einfühlung. Man wüßte nicht, was man an ihm aussetzen sollte. Wer Goethe kennen lernen will, der wird künftig auf die Monographien der Gelehrten verzichten und nach Ihrem Buche greifen. Möchte es der deutschen Literatur in dieser Zeit wieder Achtung und Liebe erwerben!

Von Ihrer politischen Schriftstellerei⁶ höre ich mit Freude. Das ist auch so ein Punkt, wo Sie «sentimentalischer» sind als Goethe, – obwohl man ja anerkennen muß, daß er es nicht ganz leicht gehabt hätte, seine – sicher richtigen – politischen Erkenntnisse publik zu machen (was er ja freilich gar nicht versucht, sondern wovon er das Gegenteil getan hat).

Ihr Anglizismus wird auf dem von Ihnen gekennzeichneten Felde wohl recht behalten. Aber mir selber fällt es schwerer, «alles zu vergeben und zu vergessen». Solange dieses Eselsgesicht an der Spitze der Regierung steht, werde ich nie den Verdacht loswerden, daß es auf irgend eine neue Dummheit – wie etwa: Friedensschluß mit den deutschen Generälen oder einen künftigen Konzessions-Hohenzollern – hin-

auswill. Das Land, mit dem ich restlos sympathisieren könnte, habe ich noch nicht gefunden, – es müßte denn die USA sein.

Hier im Krankenhaus befindet sich als unbesoldeter Assistenzarzt ein polnischer Jude, der früher in Wien gelebt hat. Er hat mir erzählt, daß nach der Besetzung Österreichs die im Lande weilenden polnischen Juden in die schwerste Verlegenheit gerieten und bei ihrem Konsulat um Hilfe bitten mußten. Diese Hilfe bestand dann aber darin, daß Polen sie samt und sonders ausbürgerte. Und jetzt läßt man sie freundlichst ein, sich in Paris zur polnischen Legion zu melden. Er hat auf die Ehre verzichtet.

Nun, Sie selbst sind ja jetzt wohl bald schon über die entscheidenden 2 Jahre in Amerika hinweg. Ich wünsche Ihnen Glück dazu (und wünschte mir – zum mindesten in *diesem* Punkt – gern dasselbe).

Bitte grüßen Sie Ihre verehrte Gattin und die Kinder der verschiedenen Nationalitäten (Ihre Familie wird immer mehr ein Völkerbund im Kleinen).

Besten Dank auch für Ihr «Verifying» gegenüber Prof. Hartshorne.⁷ Ich bin sehr neugierig, wie die Sache dort weiterläuft.

Alles Gute für Sie!

Ihr *Kuno Fiedler*

St. Antönien, Grisons, Switzerland

An Thomas Mann

St. Antönien, Grb., am 18. Febr. 1940.

Sehr verehrter, lieber Herr Doktor!

Ihr freundlicher Brief vom 29. Januar ist schon am 13. Februar hier eingetroffen. Aber ich bin tatsächlich vor Arbeit (und Schwäche) noch nicht dazugekommen, ihn zu beantworten, obwohl ich bereits seit dem 26. Januar wieder hier bin (übrigens aber gegen den Willen der Ärzte: es war eine «wilde» Abreise)¹.

Ich schreibe auch heute nur, um Sie zu beruhigen und Ihnen für Ihre Teilnahme zu danken. Die Mittelohrgeschichte war ja sicher nur der Punkt, an dem die Krankheit zum Durchbruch gelangt ist. Sie hat schon lange in mir gesteckt, und es ist gut, daß sie sich ihr Recht nun genommen hat. Sie wird mich hoffentlich dafür jetzt eine Zeitlang verschonen. Allerdings bin ich noch nicht ganz wiederhergestellt: das linke Ohr streikt bis zu diesem Augenblick, und manchmal fürchte ich, daß noch ein Eingriff nötig sein könnte (ich höre auch nur auf der rechten Seite normal).

Vom Spital aus hatte ich Ihnen noch einen handschriftlichen Brief, zumeist über die «Lotte», die mich sehr aufgeheitert und angeregt hat, geschickt. Ist er torpediert worden?

Vielleicht wäre es nicht besonders schade um ihn. Aber daß Ihr Urteil über meine kleine Streitschrift² den Härten des Wirtschaftslebens, wie Laban sagen würde, zum Opfer gefallen ist, werde ich Adolf nie verzeihen (sein Schuldenkonto wächst noch immer bei mir, – er frißt jetzt auch Butter und Schokolade, die man seinen Angehörigen in der Festung schickt). Wäre es aber unbescheiden, wenn ich Sie bäte, mir nachträglich noch das eine oder andere «kräftige Wörtlein»³ als Extrakt aus jenem Urteil zukommen zu lassen? Natürlich nur gelegentlich und *nach* allen Ihren sonstigen Leistungen, die ja gerade jetzt wieder nicht gering zu sein scheinen.

Ich kann heut nicht viel schreiben, und so lege ich Ihnen eine Besprechung bei, die gestern Ragaz⁴ meiner Arbeit gewidmet hat. Dr. Golo würde im Hinblick darauf und im Vergleich damit sicher wieder alles, was *Sie* über das Thema sagen, als «rein negativ» bezeichnen. Aber so ist es doch nicht, – natürlich nicht! Denn Ragaz schreibt als einer, der von Fach ist und einen Bundesgenossen gefunden hat, und deshalb ist seine Überschwenglichkeit eigentlich von vornherein mit einer hohen Hypothek des Mißtrauens belastet. Sie aber sind – seit Joseph allerdings auch von Fach, aber doch viel, viel objektiver. Und ein Satz in Ihrer dem Ohre unverwechselbaren (und unvergeßlichen) Sprache wiegt darum mehr als ein Aufsatz anderer.⁵

Ihre «Lotte» ist, wie Sie ohne Frage längst wissen, hier überall glänzend besprochen worden. Ich habe mich darüber gefreut, als wenn *ich* das Buch geschrieben hätte. Es ist aber auch ein wunderbares Stück Arbeit, – so heiter, drall und lebendig, und dabei abgewogen bis ins Kleinste, daß man ganz entzückt ist. Daß Goethe wirklich gelebt hat und nicht nur eine Erfindung der Germanistik-Professoren ist, scheint mir *nun* erst außer allem Zweifel. (*Sie* hatten es natürlich schon früher gewußt.)

Die letzte Woche habe ich, durch meinen Unterricht veranlaßt, wieder einmal die «Geschichten Jaakobs» vorgenommen. Das heißt: eigentlich wollte ich ja nur die Scene nach der Hochzeitsnacht rekapitulieren. Aber ich habe dann doch nahezu das ganze Buch – kreuz und quer – von neuem gelesen. Es ist tatsächlich heute schon klassisch geworden, – in jeder Zeile. Sie dürfen den Roman auf keinen Fall als Torso (wie den unglücklichen Felix Krull) auf die Nachwelt kommen lassen. Der Gipfel muß erstiegen werden, und auch das Steinmännchen darauf kann ich Ihnen nicht erlassen. Ich bin überzeugt, daß dann erst die Welt richtig aufhorchen wird. Denn gerade das Beispiel der «Lotte» hat mir wieder gezeigt, daß erst der Wurf des *Ganzen* Sie völlig rechtfertigt (was für ein Gedächtnis müssen Sie haben!).

Bei uns war es schrecklich kalt in dieser Zeit, – nun schon zum zweiten Male! Meine Blumen sind zum großen Teil (während meiner Abwesenheit) erfroren, das Waschgeschirr ist zersprungen, und – entschuldigen Sie! – das WC rinnt. Glücklicherweise bin ich aber mit dem Würzburger Kübelsystem⁶ vertraut und also durch nichts mehr so leicht zu schrecken. Wie gut, wie gut!

Sonderbar, zu denken, daß Sie jetzt auf der andern Seite der Erdkugel eines beständigen Frühlings genießen und sicher nur wenige Schritte zu gehen haben, um sich inmitten eines schier undurchdringlichen Dschungels zu sehen, das nur hie und da der scheue Tritt eines Indianers sowohl belebt als auch beunruhigt, – während die *Boa constrictor* oder Brillenschlange, um einen dürren Ast geringelt, auf Beute lauert und plötzlich dem ahnungslosen Spaziergänger in den Nacken springt, um ihn ohne die elementarste Rücksicht vorwärtszuhetzen, weil sie solchergestalt ihr Gebiet zu durchfliegen beabsichtigt, bis sie endlich an der Lagune wieder im hohen Schilf zu liegen kommt (Sie sehen, ich habe keine Mühe gescheut und die besten Quellen zurate gezogen, um mir ein recht anschauliches Bild von Ihrer gegenwärtigen Umgebung zu machen). – Ja, ja, es ist schauerhaft, wie es in der Welt zugeht!

Aber ich glaube, ich muß nun schließen. Sonst glauben Sie mir den harmlosen Pfefferminztee nicht, der augenblicklich neben mir steht. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Gattin! Ich hoffe Sie beide trotz des «beständigen Frühlings» wohl

und munter. Arbeiten Sie nur nicht zuviel (ich arbeite wieder einmal gar nichts' – nehmen Sie sich bitte ein maßvolles Beispiel daran!). Und alles Gute für Sie!

Immer Ihr *Kuno Fiedler*

An Kuno Fiedler

The St. Anthony
San Antonio
Texas 24. II. 1940.

Lieber Dr. Fiedler,

sehr beruhigt und froh war ich, zu hören, daß Ihr Zustand sich so weit gebessert hat, daß Sie Ihren Brief vom 22. Januar außer Bett schrieben. Ich nehme an, daß die Genesung unterdessen vollständig geworden ist, vielleicht bis auf Reste von Belegtheit des Gehörs, denn das stellt sich immer nur langsam wieder her. Ich mache gerade selbst Erfahrungen darin – oder erneuere sie – durch ein beinahe schon chronisch gewordenes Ekzem im linken Gehörgang, das manchmal üble Formen annimmt und mir durch qualvolles Jucken und Nässen die Nächte verdirbt. Taubheit entsteht dann einfach durch Geschwulst, und gerade auf einer Vortragsreise ist das alles wenig wünschenswert. Immerhin handelt es sich nur um eine Belästigung, während mit einer Mittelohr-Sache nicht zu spaßen ist. Gewiß haben Sie sich schwarzen Gedanken hingegeben während Ihrer Krankheit, da Sie ja immer zu pessimistisch sind gegen Ihre Natur, deren Zähigkeit und Elastizität bei aller scheinbaren Hinfälligkeit ich besser zu kennen glaube als Sie. Die Seelen von St. Antönien werden Sie wieder haben in diesem Augenblick, und St. Antonio, nahe dem Golf von Mexiko, beglückwünscht sie dazu.

Es ist ein interessanter Ort, an dem wir vor der letzten lecture Station und der Heimreise ein paar Rasttage verbringen: ein Stück eigenartigen, charaktervollen Südens mit schönen spanischen Missionsgebäuden aus dem 17. Jahrhundert vor der Stadt. Ein oft sehr anziehender mexikanischer Menschenschlag durchsetzt die auf die Dauer so langweilige Yankeebevölkerung.

Aus meinen Hoffnungen, unterwegs etwas arbeiten zu können, ist nichts geworden. Der Trubel, die herzlich ausbeuterischen Ansprüche sind immer noch ärger, als man erwartet. Ich hatte das Manuskript der indischen Grotesk-Novelle mitgenommen, auf die ich mich eingelassen (das alt-indische Motiv der vertauschten Köpfe, das es mir irgendwie angetan hat), aber kein Wort ist hinzugekommen, und leider werde ich in Princeton in den kommenden Wochen viel zu teachen¹ haben, – was ich noch immer nicht leicht genug zu nehmen gelernt habe. Die Novelle² ist, fürchte ich, ein Vorwand, die In-Angriffnahme des IV. Joseph noch etwas zu verschieben, mich noch davon zu drücken, obgleich oder gerade weil ich oft zu hören bekomme, daß nichts wichtiger wäre und daß es *Zeit* ist. Manchmal denke ich geradezu, ob nicht der Torso schöner wäre. Auch klingt «Lotte in Weimar» nach, und die Wirkung des Buches beschäftigt mich über Gebühr (was vielleicht durch die Beengtheit der Wirkung zu entschuldigen ist). Ich sammle alle Briefe und Drucksachen.

So waren auch Ihre Eindrücke und Äußerungen mir höchst interessant. Komisch, Sie waren immer gegen diese Goethe-Verherrlichung, und nun hat sie Ihnen nicht Herz genug. Und doch handelt es sich in doppeltem Sinn um einen Liebesroman, und die deutsch lesende lady war nicht dumm, die mir sagte: «You never loved any human being like him.» Die Aufsässigkeit gegen den «großen Mann» sollten Sie billigen. Aber ich sehe wohl, wie gut ich getan habe, für einen versöhnlichen Ausklang durch die kleine Gespensterei am Schlusse zu sorgen. (Denn Wirklichkeit ist das Gespräch im Wagen natürlich nicht.) Sie setzt die Härten, Kälten, Aufrichtigkeiten, Ironien des Vorhergehenden doch wohl erst in das rechte Licht.

Mehr als 8000 Stück hat Bermann zu Weihnachten nicht verkaufen können. Man muß es wohl viel nennen, wie alles liegt, und das Buch geht weiter, sodaß ein Neu-druck nicht außer dem Bereich des Möglichen liegt. In Deutschland hätte das Buch 100000 Exemplare gehabt... Wird es je dorthin gelangen?

Wie die Politik, oder wie man das Obwaltende nennen soll – es handelt sich wohl klipp und klar um einen Welt-Bürgerkrieg von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der Menschheit – mich quält, meine Gedanken und Empfindungen immer wieder an sich reißt, mich hangen und *hangen* läßt, kann ich nicht sagen. Man soll sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß die Deutschen, seit Ausbruch des Krieges mit ihrer Führung fest verbunden, bis jetzt noch nicht den leisesten Zweifel an ihrem Siege haben, d. h. daran, daß sie niemals werden zu kapitulieren brauchen. Und Hitlers Bestehen, so knapp es sei, würde genügen, um auch die amerikanische Demokratie zu ruinieren, davon bin ich durchdrungen. Kann man Vertrauen haben in die Kräfte, die geistige Spannkraft und Zielbewußtheit des Westens, seine Berufung zur Weltbewältigung – nach allen Erfahrungen, die man mit ihm gemacht? Das Monstrum sieht in seinen Gegnern lauter Nullen, es ist überzeugt, es mit einer abgewirtschafteten Welt zu tun zu haben, – wie, wenn es auf eine unsäglich widerwärtige Art *recht* hätte und allen unseren moralischen und ästhetischen Gefühlen entgegen den geschichtlichen Sieg davontrüge? – Zuweilen kann einem grauen. Und Welch ein beklagenswerter, unbegreiflicher Schritt unseres aufrichtig verehrten president, diese Mission des Herrn Welles! Welch ein Affront für die Alliierten, dieser Besuch bei Menschen, die ihnen doch als Verfehnte gelten, und mit denen sie niemals Frieden zu schließen geschworen haben! – Nun, man muß sich in Geduld und Hoffnung fassen.

Ihr übermüdeter *Thomas Mann*

In Nummer 12 der Blätter wird die Veröffentlichung aus diesem Briefwechsel fortgesetzt.

Anmerkungen

17. 12. 24

1) Im Kapitel «Fülle des Wohllautes» schreibt Thomas Mann von der Wirkung, die Schuberts Lied «Am Brunnen vor dem Tore» auf Hans Castorp ausübt (III, 904):

«Will man glauben, daß unser schlichter Held nach so und so vielen Jährchen hermetisch-pädagogischer Steigerung tief genug ins geistige Leben eingetreten war, um sich der «Bedeutsamkeit» seiner Liebe und ihres Objektes *bewußt* zu sein? Wir behaupten und erzählen, daß er es war. Das Lied bedeutete ihm viel, eine ganze Welt, und zwar eine Welt, die er wohl lieben mußte, da er sonst in ihr stellvertretendes Gleichnis nicht so vernarrt gewesen wäre. Wir wissen, was wir sagen, wenn wir – vielleicht etwas dunklerweise – hinzufügen, daß sein Schicksal sich anders gestaltet hätte, wenn sein Gemüt den Reizen der Gefühlssphäre, der allgemein geistigen Haltung, die das Lied auf so innig-geheimnisvolle Weise zusammenfaßte, nicht im höchsten Grade zugänglich gewesen wäre. Eben dieses Schicksal aber hatte Steigerungen, Abenteuer, Einblicke mit sich gebracht, Regierungsprobleme in ihm aufgeworfen, die ihn zu ahnungsvoller Kritik an dieser Welt, diesem ihrem allerdings absolut bewunderungswürdigen Gleichnis, dieser seiner Liebe reif gemacht hatten und danach angetan waren, sie alle drei unter Gewissenszweifel zu stellen.

Der müßte nun freilich von Liebesdingen rein gar nichts verstehen, der meinte, durch solche Zweifel geschähe der Liebe Abtrag. Sie bilden im Gegenteil ihre Würze. Sie sind es erst, die der Liebe den Stachel der Leidenschaft verleihen, so daß man schlechthin die Leidenschaft als zweifelnde Liebe bestimmen könnte. Worin bestanden denn aber Hans Castorps Gewissens- und Regierungszweifel an der höheren Erlaubtheit seiner Liebe zu dem bezaubernden Liede und seiner Welt? Welches war diese dahinter stehende Welt, die seiner Gewissensahnung zufolge eine Welt verbotener Liebe sein sollte?

Es war der Tod.»

2) Kuno Fiedler: *Die Stufen der Erkenntnis. Eine Ranglehre*. München 1928. Das Thomas Mann gewidmete Exemplar steht in der Nachlaßbibliothek (Thomas-Mann-Archiv, Zürich).

3) Es handelt sich um Naphtas Äußerung im Kapitel «Operationes spirituales», in dem der Dichter den Inhalt von Fiedlers Buch *Der Anbruch des Nihilismus* parodistisch zusammengefaßt hatte (vgl. Einführung).

4) Klaus Mann: *Arthur Rimbaud*. Die Weltbühne, Jg. 20, Bd. 2, Nr. 37, Prag, 11. 9. 1924, S. 379 ff.

5) Kuno Fiedler war vom April 1913 bis zum April 1914 Redaktionssekretär in der Lehrmittelabteilung der Großbuchhandlung F. Volckmar in Leipzig gewesen.

18. 10. 33

1) Die Tarnunterschrift J. B. [Jean-Baptiste] spielt auf Johannes den Täufer an – Pfr. Kuno Fiedler hatte ja Thomas Manns Tochter Elisabeth getauft.

21. 10. 36

1) St. Antonien, Schweiz, wo Kuno Fiedler Gemeindepfarrer geworden war.

2) Thomas Manns jüngster Sohn, Michael (geb. 1919).

3) Goethe in *Lotte in Weimar*.

4) *Faust II*, Klassische Walpurgisnacht (v. 7438 f.): «Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt, / Ins Leben ziehn die einzigste Gestalt?»

27. 10. 1937

1) Hans Reisiger (1884–1968): Münchner Schriftsteller und Übersetzer. Vgl. *Thomas Mann – Hans Reisiger. Briefe aus der Vor- und Nachkriegszeit*. Hg. von Hans Wysling, Blätter der Thomas

Mann Gesellschaft, Nr. 8, Zürich 1968. – Thomas Mann hielt sich vom 15. 9 bis 7. 10. 1937 in Locarno auf.

2) *The Coming Victory of Democracy*, gehalten auf der vierten Vortragsreise in den Vereinigten Staaten (Februar bis Juni 1938). *Lotte in Weimar* war bis zum 4. Kapitel, dem Gespräch mit Adele Schopenhauer, gediehen.

3) *Richard Wagner und der Ring des Nibelungen* (IX, 502). Der Vortrag wurde am 16. 11. 1937 in der Aula der Universität Zürich gehalten.

4) Fritz Fleiner (1867 bis 1937): Schweizerischer Staatsrechtslehrer.

21. 12. 1937

1) Thomas Mann: *Schopenhauer*. Stockholm: Bermann-Fischer 1938.

2) *Die Flucht*. Vgl. Brief vom 6. 1. 1939, Anm. 5.

3) Im Kapitel «Nachtgespräch» (IV, 689).

4) Vgl. den Vorabdruck des 3. Kapitels aus *Lotte in Weimar*. Maß und Wert, Jg. 1, H. 2, Zürich, November/Dezember 1937.

5) Vgl. II, 74.

6) Antike Bezeichnung für Wintersonnenwende.

16. 11. 1938

1) Alfred Pringsheim (1850 bis 1941): Professor für Mathematik in München. Hedwig Pringsheim, geb. Dohm (1855 bis 1942): Tochter von Ernst Dohm, dem Gründer des Berliner Witzblattes «Kladderadatsch» und der Schriftstellerin Hedwig Dohm.

2) Kuno Fiedler: *Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker*. Bern-Leipzig: Haupt 1939 (vgl. Brief vom 18. 2. 1940, Anm. 5).

3) David Frankfurter (geb. 1909): Gebürtiger Jugoslawe, Sohn eines Rabbiners. Seit 1933 stud. med. in Bern. Erschoß 1936 in Davos den schweizerischen Gauleiter der NSDAP, Wilhelm Gustloff.

4) Thomas Mann: *Vom zukünftigen Sieg der Demokratie*. Zürich: Verlag Oprecht 1938.

5) Vgl. Brief vom 17. 12. 1924, Anm. 2.

6. 1. 1939

1) Thomas Mann: *Dieser Friede*. Stockholm: Bermann-Fischer 1938.

2) Leopold Schwarzschild (1891 bis 1950): Schriftsteller und Publizist. In Berlin Herausgeber der Wochenschrift «Das Tagebuch»; später, im Exil, Redaktor von «Das Neue Tage-Buch», Paris. – Es handelt sich wohl um Schwarzschilds Artikel *Ein Frieden*. Das Neue Tage-Buch, Jg. 6, H. 40, Paris 1938, S. 939–942.

3) Nietzsche: Werke, Bd. VIII, S. 336 (Leipzig: Naumann 1895):

Arthur Schopenhauer

Was er lehrte, ist abgethan,

Was er lebte, wird bleiben stahn:

Seht ihn nur an!

Niemandem war er unterthan!

4) Thomas Mann arbeitete damals am «Siebenten Kapitel» von *Lotte in Weimar*.

5) Thomas Mann hatte Fiedlers autobiographisches Buch *Die Flucht* dem Verleger Emil Oprecht zur Prüfung vorgelegt. Dieser bemühte sich vergeblich, die Erlaubnis zur Veröffentlichung zu erlangen. Es ist ungedruckt geblieben.

- 6) Erich von Kahler (1885 bis 1970): Philosoph und Historiker. Vgl. *Thomas Mann – Erich von Kahler. Briefwechsel im Exil*. Hg. von Hans Wysling, Blätter der Thomas Mann Gesellschaft, Nr. 10, Zürich 1970.
- 7) Thomas Mann war Lecturer in the Humanities an der Universität Princeton geworden.

11. 5. 1939

- 1) Vielleicht handelt es sich um die Besprechung von Thomas Manns politischen Schriften «Achtung Europa!» und «Dieser Friede» in der National-Zeitung vom 23. 4. 1939.
- 2) Molly Shenstone, Gattin von Allen Shenstone, der damals Professor für Physik an der Universität Princeton war.
- 3) Hans Meisel (geb. 1900): Schriftsteller. Emigrierte 1934 aus Deutschland, 1938 in die USA. 1938 bis 1940 Thomas Manns Sekretär. Später Professor für politische Wissenschaften an der Michigan University.
- 4) Thomas Mann hielt am 8. 5. 1939 in New York die *Ansprache auf dem Weltkongreß der Schriftsteller*, am 2. 6. 1939 hielt er am Kongreß der «League of American Writers» die Rede *Writers in Exile*.
- 5) Im April 1939 las Thomas Mann in Princeton über *Goethes «Faust»*, am 10. 5. 1939 folgte die *Einführung in den «Zauberberg»* (vgl. IX, 581; XI, 602).
- 6) Am 18. 5. 1939 hielt Thomas Mann anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde in Princeton eine Ansprache (hg. von Herbert Lehnert in: *The Germanic Review*, New York, Januar 1964).

15. 9. 1939

- 1) Vgl. Thomas Mann: *Das Eisenbahnunglück* (VIII, 425).
- 2) Näher ausgeführt hat Fiedler diesen Gedanken in seinem Aufsatz *Die Schuld des Bürgers. Von einem deutschen Theologen*, der anonym in der Zeitschrift «Maß und Wert» (Jg. 3, H. 3, März/April 1940) erschienen ist.
- 3) Die letzte Nummer von «Maß und Wert» erschien Ende 1940 (Jg. 3, H. 5/6).
- 4) Die Zeitschrift «Das Neue Tage-Buch», hg. von Leopold Schwarzschild, erschien vom 1. 7. 1933 bis 11. 5. 1940 in Paris und Amsterdam.
- 5) Das autobiographische Buch *Die Flucht* (vgl. Brief vom 6. 1. 1939, Anm. 5, und Brief vom 22. 1. 1942, Anm. 7).
- 6) *Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker*.
- 7) Leonhard Ragaz (1868 bis 1945): Evangelischer Theologe. 1908 bis 1921 Professor in Zürich. Führer der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz.

10. 11. 1939

- 1) *Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker*.
- 2) Thomas Mann las im September an der Columbia University die *Einführung in den «Zauberberg»*, dann an der Princeton University über *Goethes «Werther»* (IX, 640).
- 3) Nico, ein Geschenk von Caroline Newton.

22. 1. 1940

- 1) Elisabeth Mann (geb. 1918) verheiratete sich im November 1939 mit Prof. Giuseppe Antonio Borgese (1882 bis 1952), Ordinarius für italienische Literatur an der Universität Chicago.

2) Brief Fontanes an Hans Hertz vom 15. 4. 1891: «Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden.» (*Briefe Theodor Fontanes*, Zweite Sammlung, Hg. von Otto Pniower und Paul Schlenther, Berlin, 2. Aufl. 1909, Bd. II, S. 262.)

3) II, 765

4) II, 751, 387.

5) II, 764.

6) Im Dezember 1939 hatte Thomas Mann den Essay *Dieser Krieg* geschrieben (XII, 863).

7) Kuno Fiedler schreibt uns dazu: «Prof. Hartshorne war der Mann, der jenes Preisausschreiben für Darstellungen der Zustände im nationalsozialistischen Deutschland veranstaltet hatte.» – Vgl. im übrigen Brief vom 6. 1. 1939, Anm. 5, und Brief vom 15. 9. 1939, Anm. 5.

18. 2. 1940

1) Anspielung auf die «wilden Abreisen» im *Zauberberg*.

2) *Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker*. Vgl. Anm. 5.

3) Anspielung auf Mephistos Worte in der Schülerszene von Goethes *Faust*.

4) Leonhard Ragaz: *Jesus gegen die Christologie*. Neue Wege, Blätter für religiöse Arbeit, Jg. 34, H. 2, Zürich, Februar 1940, S. 77–80.

5) Thomas Manns Brief vom 19. 3. 1940 an Kuno Fiedler erschien als Besprechung in «Maß und Wert» (Jg. 3, Heft 4, Mai/Juni/Juli 1940, S. 538–539) unter dem Titel *Kuno Fiedler: «Glaube, Gnade und Erlösung nach dem Jesus der Synoptiker»*. (Wieder abgedruckt in X, 769 und Br. II, 135).

6) Erinnerung an die Haft im Würzburger Gefängnis.

24. 2. 1940

1) Thomas Mann las im März über Goethes «*Werther*» und am 10. 4. 1940 über *Die Kunst des Romans* (X, 348).

2) *Die vertauschten Köpfe*.

Der nachweisbare Briefbestand

Die hier vorgelegten Briefe sind durch Kursivdruck hervorgehoben. Mit * bezeichnete Briefe sind in Erika Manns dreibändiger Auswahl enthalten: *Thomas Mann, Briefe*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1961 ff. – Anmerkungen: Zitiert wird nach Thomas Mann, *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1960.

| | | | |
|--------------|------------------------------------|--------------|------------------------------------|
| 30. 11. 1924 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | *19. 3. 1940 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 1. 12. 1924 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 16. 5. 1940 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 17. 12. 1924 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 19. 6. 1940 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 18. 10. 1933 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 26. 6. 1940 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 15. 9. 1934 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 7. 7. 1940 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 21. 10. 1936 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 1. 8. 1940 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 5. 11. 1936 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 15. 11. 1940 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 22. 11. 1936 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 29. 12. 1940 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 5. 2. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 20. 3. 1941 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> |
| 12. 2. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 2. 5. 1941 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 27. 4. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 4. 5. 1941 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 13. 5. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 9. 7. 1941 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 4. 6. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 6. 9. 1941 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 15. 6. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 2. 12. 1941 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 22. 6. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 12. 12. 1941 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 20. 7. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 10. 4. 1942 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 22. 8. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 10. 5. 1942 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 3. 9. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 4. 6. 1942 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 27. 10. 1937 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 12. 6. 1942 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 8. 11. 1937 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 12. 9. 1942 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 21. 12. 1937 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 20. 9. 1942 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> |
| 24. 6. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 29. 11. 1942 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 27. 5. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 1. 5. 1945 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 11. 6. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 14. 7. 1945 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 13. 7. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 20. 8. 1945 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 18. 7. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 11. 11. 1945 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 22. 7. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 8. 7. 1946 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 23. 7. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 11. 9. 1946 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 10. 9. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 17. 7. 1947 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 16. 11. 1938 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 1. 12. 1947 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 11. 12. 1938 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 21. 7. 1947 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 6. 1. 1939 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 2. 11. 1947 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 28. 3. 1939 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 17. 1. 1948 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 11. 5. 1939 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 5. 2. 1948 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 23. 5. 1939 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 12. 2. 1948 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> |
| 14. 6. 1939 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 19. 5. 1948 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 7. 8. 1939 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 26. 5. 1948 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 12. 8. 1939 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 28. 8. 1948 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 15. 9. 1939 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 13. 9. 1948 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 21. 9. 1939 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 7. 2. 1949 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 10. 11. 1939 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 28. 2. 1949 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 6. 12. 1939 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 2. 7. 1949 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 26. 12. 1939 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 20. 11. 1949 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 22. 1. 1940 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 7. 12. 1949 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 29. 1. 1940 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 2. 6. 1950 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 18. 2. 1940 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 8. 6. 1950 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 24. 2. 1940 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 28. 6. 1950 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |

- | | | | | | |
|-----|----------|------------------------------------|------|----------|------------------------------------|
| 10. | 7. 1950 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | *19. | 7. 1953 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 1. | 9. 1950 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 7. | 11. 1953 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 14. | 9. 1950 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 13. | 11. 1953 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> |
| 7. | 10. 1950 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 20. | 12. 1953 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 14. | 4. 1951 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 19. | 2. 1954 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 15. | 5. 1951 | <i>Kuno Fiedler an Thomas Mann</i> | 15. | 4. 1954 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 2. | 6. 1951 | <i>Thomas Mann an Kuno Fiedler</i> | 21. | 11. 1954 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 10. | 6. 1951 | Kuno Fiedler an Thomas Mann | 28. | 11. 1954 | Kuno Fiedler an Thomas Mann |
| 26. | 8. 1951 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 18. | 4. 1954 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 16. | 9. 1951 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 8. | 6. 1954 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 17. | 12. 1951 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 11. | 11. 1954 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 4. | 7. 1952 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 22. | 11. 1954 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 17. | 10. 1952 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 27. | 3. 1955 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 16. | 11. 1952 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 17. | 4. 1955 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 27. | 12. 1952 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 29. | 4. 1955 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 1. | 1. 1953 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | 7. | 6. 1955 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 23. | 5. 1953 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | *19. | 6. 1955 | Thomas Mann an Kuno Fiedler |
| 16. | 6. 1953 | Thomas Mann an Kuno Fiedler | | | |